

Der Ostpreußische Feuerteich

Ostpreußen
lebt in seiner
Sichtung





Ostpreußen lebt in seiner Dichtung

Inhalt:

Leber der Weichsel drüben . . .
Von Agnes Miegel

Herders Prophetie volkhafter Dichtung
Von Professor Dr. Erich Jenisch

Ostpreußische Volksdichtung
Von Professor Dr. Karl Plenzat

Ostpreußen lebt in seinen Dichtern
Von Dr. Wolfgang Herrmann

Agnes Miegel
Von Lisa Schulte-Kunstmann

Begegnungen mit Alfred Karrasch
Von Kurt Ziesel

Walter Scheffler
Von Arno Hundertmark

Dichtungen in ostpr. Niederdeutsch
Von Karl Bink

Masurische Volksdichtung
Von Max Biallich

Ueber der Weichsel drüben . . .

/ Von Agnes Miegel.

Ueber der Weichsel drüben, Vaterland, höre uns an!
Wir sinken, wie Pferd und Wagen versinken im mahlenden Sand,
Rede aus deine Hand,
Daß sie uns hält, die allein uns halten kann!

Denke der Zeiten, die dich jung gesehn!

„Nach Ostland wollen wir reiten,
Nach Ostland wollen wir gehn,
Fern über die grünen Heiden,
Fern über die blauen Seen!“

Wer war's, der so sang?

O, wie im sausenden Wald die Axt erklang,
Als deine Söhne mühselige Wege sich schlügen!
Wie knarrten die hochbepackten Wagen, die sie trugen.
Die Radfeuer sprühten. So hell war die kalte Nacht.
Ueber den knackenden Zweigen, dunkel und ungeschlacht,
Glogte das breitgeschaufelte Elch aus dem Erlenbruch.
Und die Kinder kreischten und frochen unter Mutters Tuch.
Dann kam der Tag, der brennende, mückendurchsummte.
Und endlich ein Abend und eine Glocke brummte,
Schnobernde Fohlen am Zaun und ein Gerstenschlag
Wellenwerfend und lang wie Johannistag.
Auf lehmigem Hügel, blutrot im Abendbrand,
Ein festes Haus, halb Burg und halb Kirche stand.
Und ein bläffender Hund und ein weißmäntiger Graukopf war da,
Der schrie „Landslùd, Landslùd!“ und lachte, als er sie sah.
Sie kamen von Flandern, sie kamen vom Niederrhein,
Von den hohen Tauern und aus der goldenen Au.
Sie strömten, harrendes Land, in dich hinein
Wie der Samen des Mannes in den Schoß der Frau.
O Heimat, Lindenblonde, die hoffend uns trug,
Die uns spielend und küßend im Kissen gehoben,
Die uns singend die bunten Wickelbänder gewoben,
An deiner Schürze hingen wir Kind an Kind.

Deine Brust, die hatte für alle noch Milch genug,
Und immer für alle fandest du Brot im Spind.

Wo ist ein Leben so hart, Mutter, wie deines es war?
Deine Tränen trankst du. Hunger war deine Kost.
Deine jungen Töchter verschleppte der gelbe Tatar,
Deine jungen Söhne erschlug der weiße Zar,
Du hast im Robott gefront für den üpp'gen Starost.
Deine Aecker zerstampfte zu Brache die große Armee,
Des Korsen Schimmel schlug Blut aus deinem Schnee. —

Mutter, geliebte, doch hast du nie geklagt.

Nie ist dein Lerchenfröhliches Herz verzagt.
Einmal, ein einziges Mal, trümmtest du dich wie in Wehn,
Als du die Wagenburg deiner flüchtenden Kinder gesehn.
Durch der Kanonen Gebrüll aus Tannenbergs qualmenden Mooren
Schrien fallend aus ihrem Blut, die du geboren.
Aus dem Staub und Gestampf der eilig getriebenen Herde,
Ueber der Hirten Gezänk, über dem Brodem der Pferde,
Von Wagen zu Wagen gellte ein einziger Schrei:
„Ueber die Weichsel!“

Ueber die Weichsel!

Da sind wir geborgen und frei! — —
Ueber der Weichsel, Deutschland, sicheres Land,
Horch, eine Stimme singt hinterm Pflug:
— Hast du sie wohl erkannt?
Ach wenn du Not littest, war sie dir lieb genug! —

Ueber der Weichsel drüben, Vaterland, höre uns an!
Wir sinken, wie Pferd und Wagen versinken im Dünenland.
Rede aus deine Hand,
Daß sie uns hält, die allein uns halten kann.
Deutschland, heiliges Land,
Vaterland! . . .

(Mit Genehmigung des Verlages Eugen Diederichs den „Deutschen Balladen“ von Agnes Miegel entnommen.)

Herders Prophetie volkhafter Dichtung

/ Von Professor Dr. Erich Jenisch.

Von den Weltbildern, die die vier großen Ostpreußen des 18. Jahrhunderts, Gottsched und Hamann, Herder und Kant ausgeprägt haben, steht das Weltbild des jungen Herder in seiner Struktur, wenn auch nicht in seiner Begründung, dem Weltbild des neuen Deutschlands nahe. Freilich ist nicht der junge Herder, nicht der Verfasser der „Fragmente über die neuere deutsche Literatur“, des „Reisetagebuchs“, des „Shakespeare“-Aufsatzes und des „Briefwechsels über Ossian und die Lieder alter Völker“ in das Gedächtnis der Nation eingegangen, sondern der ältere Herder, der Verfasser der „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit“ und der „Humanitätsbriefe“. Als der Klassiker, als der Weimarer lebt Herder in der Erinnerung der Deutschen fort, nicht als der Herder, der an der Ostgrenze des deutschen Kulturrasms Ideen aussprach, an die das völkische Bewußtsein der Romantik anknüpfte und die auch für das neue Deutschland wieder wichtig werden können. Zudem sah das 19. Jahrhundert die Gestalt des klassischen Herders von der Basis seiner liberalistischen Ideologie aus und mißverstand so den Sinngehalt der Ideen, die sein Weltbild beherrschten. Erst die jüngste Zeit fand über dieses unechte Herderbild hinweg den Zugang zu dem Herder der Volkslieder und damit zu dem Herder, den Moeller von den Brüdern als den „Vater der jungen Völker“ und den wegweisenden Propheten des neu entstehenden Deutschlands bezeichnet hat.

Dieser der Gegenwart nahestehende Herder ist der Entdecker des Volkstums als der die Kultur und zumal die Dichtung eines Volkes gestaltenden Kraft. Er ist der Ostpreuße Herder, der, von Hamann kommend, in Riga die Idee des Volkstums als unmittelbares Erlebnis sich bewußt machte. Hier, wo er Deutsche, Letten und Russen in der Verschiedenartigkeit ihrer Geistes- und Kulturförder-

nebeneinander sah, hier spürte er, was die ihm von Montesquieu vertraute Idee des Nationalgeistes eigentlich besagen will, und hier entwirft er, unbeschiedigt von dem Anblick, den ihm die deutsche Literatur in ihrer Zerspaltenheit und Gegensätzlichkeit bietet, in der Einleitung zu den „Fragmenten“, das Bild einer aus der nationalen Eigenheit des Volkstums sich entwickelnden Geschichte der deutschen Dichtung, die sein Volk zu nationaler Selbsterkenntnis und damit zu nationalem Selbstbewußtsein erziehen soll. Auf den ersten Seiten dieses seines ersten Buches lehnt er grundsätzlich die Betrachtung des Kunstwerkes vom Standpunkt der abstrakten Ästhetik und seine Beurteilung nach den Wertmaßen der reinen Poetik ab. Das wesentlich Neue an Herders Literaturbegriff ist, daß er das einzelne Werk in Beziehung zum Ganzen der Literatur und zu dem sie gestaltenden eigentümlichen Nationalgeist setzt. Herder verlangt von dem Geschichtsschreiber der deutschen Dichtung, daß er, „um ein Stück der Literatur zu verstehen und auszulegen, sich in den Geist seines Verfassers, seines Publikums, seiner Nation setzen“, daß er die Dichtung „nationell, zeitgemäß und individuell“ betrachten müsse. Ihm schwebt als Aufgabe eine „Physiologie des Nationalkörpers“ vor, die zu untersuchen hätte, wie sich Sprache und Denkart, Dichtung und Kunst, Sitte und Bildung eines Volkes als Wirkungsformen seines Nationalcharakters verstehen lassen. Diese Ideen Herders über den Zusammenhang von Volkstum und Dichtung sind es, die von der Ueberfülle der Ideen, die Herder seiner Zeit gab, auch den Bestrebungen unserer Zeit wieder bedeutsam werden können.

Herders Absicht, die Dichtung eines Volkes in ihrer Gesamtheit zu dem Volk in seiner Gesamtheit in Beziehung zu setzen und ihre Idee von der Idee des Volkes her zu entwickeln, bedeutete

eine revolutionäre Neugestaltung nicht nur der Anschauungen über Poesie, sondern auch eine Neugestaltung des Volksbegriffes. Herder verwirft die Meinung der Aufklärung, die die Dichtung allein der geistigen Oberschicht des Volkes, den „Gebildeten“, zuordnete und die nur gelten lassen wollte, was den Regeln einer übernational gültigen Poetik entsprach. Herder, aus seiner Auffassung der Nation als Individualität, verwirft alle regelgemäße Poesie, er leugnet die Möglichkeit, Kunst, sei es die der Griechen, der Römer oder der Franzosen, nachahmen zu können, weil Kunst als der Ausdruck einer Volksindividualität nicht nachahmbar, sondern immer nur original sein kann. Und er lehnt auch den Hochmut der Aufklärung ab, die, wegen der Eingrenzung des Dichtungsbegriffes auf die regelmäßige Kunstdichtung, alle Volkspoesie als die Dichtung der unaufgeklärten, d. h. intellektuell minderwertigen Schichten des Volkes mißachtet wird. Volkslieder, Volksmärchen und -sagen bedeuteten der Aufklärung nicht mehr als Fableien, die Ammen unmündigen Kindern erzählen, die in den Spinnstuben auf den Dörfern gesungen werden mochten, die aber von der eigentlichen Poesie ausgeschlossen blieben.

Ein neuer Volksbegriff liegt notwendigerweise diesen neuen Forderungen Herders zugrunde, ein Volksbegriff, der unter Volk nicht mehr den ungebildeten Teil des Volkes oder, wie Harsdörfer im 17. Jahrhundert sagte, den „büffelstirnigen Pöbel“ verstand. In einer früheren Rigaer Abhandlung bedauert Herder, daß Volk immer noch Pöbel und Canaille bedeute, er möchte das Wort wieder zu Ehren bringen und ihm jene weite und große Bedeutung wiedergeben, die es im Altertum besaß. Volk soll verstanden werden als die Gemeinschaft aller Angehörigen einer Nation, als eine Einheit, die obere und untere, gebildete und ungebildete Schichten gleicherweise umfaßt.

Wie Herder den Begriff der Dichtung und des Volkes neu formt, so prägt er auch das Bild des Menschen neu. Nicht in dem Menschen, der sich als Mensch weiß, weil er als einziges Wesen in der gesamten Natur Vernunft besitzt und sich damit von der Natur abhebt, sieht Herder die Wesensgestalt des Menschen, sondern in dem Menschen, der Natur in sich hegt, die, wie Herder von Hamann wußte, durch Sinne und Leidenschaften spricht. Der Mensch, der nichts als Vernunft ist, erscheint Herder als eine todesnahe Altersform des Menschen, wie auch eine Kultur, die nur vom Geiste und nicht wesentlich von den lebendigen Kräften der Seele bestimmt wurde, ihm als eine absterbende Altersform der Kultur erschien. Den echten, lebenshaltigen Menschen sucht er deshalb in den unteren Schichten der Nation und bei primitiven Völkern, dort, wohin die zerstörenden, lebensfeindlichen Kräfte der lebhemmenden Vernunftkultur der Aufklärung noch nicht hinabdringen konnten. Es sind jene Schichten, die der Natur näher stehen als der aufgeklärte Mensch, d. h. aber jene Schichten, in denen das Volkslied noch lebt, dessen Stil nun für Herder das Urbild des Stils jeder echten Poesie wird.

Dieser Stil spricht nicht zum Verstand, sondern zum Gefühl, nicht zum Hirn, sondern zum Herzen. Er wirkt durch Bilder und Gleichnisse, nicht durch Begriffe und Gedanken. Er ist dem Verstande nicht auflösbar, aber den tieferen Sinnen des Herzens unmittelbar vernehmlich. So verlangt Herder auch die Pflege sprachlicher Eigentümlichkeiten der Mundart, er wünscht einen Säbbau, der nicht den Regeln der Grammatik folgt und in logischer Reihung Subjekt, Prädikat und Objekt aufeinanderfolgen läßt, sondern der von dem Gefühl der Seele bestimmt wird, der voller Umstellungen, Sprünge und Würfe ist, wie sie der Sprache der Leidenschaft eigentlich sind. Deshalb sammelt Herder, von früh an, die Lieder der naturnahen Völker und Volkschichten, um sie als Beispiele wahrhafter Dichtung wieder fruchtbar zu machen auch für die Kunstdichtung.

Wie weit Herder den Begriff der Volksdichtung spannte, zeigt ein Blick in seine Volksliedersammlung, die nicht nur Volkslieder im modernen Sinne, sondern auch manches Kunstlied enthält. Denn nicht der Inhalt, sondern der Stil wird Herder bestimend für seinen Begriff echter Dichtung. Alle Dichtung, die in Bildern spricht, die nicht dem logischen Regalgang des Gedankens, sondern den Wogen des Gefühls folgt, ist ihm Volksdichtung in diesem umfassenden Sinne. Sofern die Dichtung des Genies diesen Charakter besitzt, ist sie Volksdichtung und das Genie hört damit auf, „über“ dem Volke zu stehen. Das Genie ist Herder nicht mehr der Mensch, der durch das Maß seiner Klugheit, seines Wissens



Johann Gottfried Herder

und seiner Denkschärfe ausgezeichnet ist, sondern der Mensch, der sich durch die Naturfülle seines Wesens vor andern auszeichnet. Er ist der Mensch, in dem die Natur in besonderem Maße schöpferisch ist und der deshalb die erstarrenden Schichten absterbender Kultur immer wieder durchbricht und verjüngt. Das Genie ist der große Erneuerer des Volkes, ihm nicht fremd und andersartig, sondern aus seiner Substanz wachsend, aus seinen Kräften, nur mächtiger, lebend. Das Genie ist gleichsam der gesteigerte Inbegriff der Nation. Shakespeare und Sophokles erscheinen ihm als solche für ihr Volkstum sinnbildliche Gestalten. Sie schaffen ihr Werk aus dem geistigen Raum ihrer Nation, aus ihrem Mythos und ihrer Geschichte nehmen sie die Stoffe und Gestalten, die sie zu symbolischem Geschehen und symbolischen Wesen steigern.

Das ist, in seinen wesentlichsten Zügen, das Bild, das Herder von der aus dem Volkstum sich entwickelnden nationalen Dichtung entwirft, die aufsteigend wie eine Pyramide, ihre höchste Höhe in dem mit seherischen Kräften begabten Genie findet.

Doch wir verstehen Herder nicht, wenn wir übersehen, daß die Grundbegriffe seiner Anschauung, die Begriffe Natur, Volk, Volkstum, Volksgeist und Genie, nicht den Sinngehalt haben, den diese Worte heute in sich schließen. Herders Begriffe unterscheiden sich nicht un wesentlich von denen unserer Zeit. Denn der Hintergrund, aus dem der Volkstums- und Dichtungsbegriff Herders hervorgeht, sind nicht die Erkenntnisse des modernen wissenschaftlichen Denkens, sondern die Metaphysik, die Leibniz entwickelt hat. Die Natur erscheint als ein in sich harmonisches und organisches System schöpferischer Kräfte, die zu immer höheren Formen aufsteigen. Die lebendige Welt ist die Verwirklichung einer genetischen Kraft, die dem toten Chaos der Materie die organische Form gibt. In jedem Lebendigen wirkt sie als gestaltender Mittelpunkt, in jedem nach der Art seiner Organisation, in allen aber nach dem unverkennbaren Gesetz seiner Analogie. In diesem stufenweise aufsteigenden Zusammenhang jener genetischen Kraft steht der Mensch als Individuum und über ihm, als eine höhere Inkarnationssform der metaphysischen Kraft, das Volk. Doch damit ist die Wirkungsweite dieser Kraft noch nicht erschöpft. Sie gestaltet, weiter aufsteigend, über dem Volk als Einheit und Organismus die Menschheit, die die als Individualitäten geprägten Völker in sich schließt wie diese die ihnen zugehörigen Individuen. Keines der Völker verliert dadurch, daß alle in der Menschheit

aufgehoben, d. h. in höherer Einheit bewahrt sind, seine Eigenheit, ebensowenig wie die einem Volke angehörenden Individuen aufhören, als individuell verschiedene Einzelwesen zu existieren. Und gleich wie die Individuen eines Volkes doch einheitlich in der Einheit des Volkscharakters sind, so sind auch die Völker, trotz ihres Charakters als Volksindividualitäten, einheitlich im Charakter des Menschheitlichen, des Humanen.

Diese weltanschauliche Sicht macht es Herder unmöglich, die Rasse als gestaltendes Prinzip im Aufbau der Menschheit anzuerkennen. Ausdrücklich lehnt er in den „Ideen“ den Begriff der Rasse, dieses „unedle Wort“, ab. Ordnung und Bild der Menschheit baut sich ihm aus Völkern, nicht aus Rassen auf. Die Urzelle des Volkes sieht Herder in der Familie. „Ein Volk“, sagt er, „ist sowohl eine Pflanze der Natur wie die Familie, nur jenes mit mehreren Zweigen.“ Er sieht die Urzeit des Volkes und seine Naturnähe nicht im Sinne des Naturmenschen Rousseau, sondern im Bilde jenes Patriarchentums, das ihm die ersten Bücher der Bibel vor die Seele stellten.

Das naturhafte Volk, als eine „wirklich gewordene Idee der schaffenden Natur“, prägt sich eine eigentümliche Kultur in Sprache, Dichtung, Kunst, Denkart und Gesittung, aber es gelangt nie von der Natur aus zum Staat. Der Staat ist für Herder

Produkt der „Kunst“, die in ihm verwirklichte Form der Gemeinschaft gehört nicht wie die Familie und das Volk zu den metaphysisch in der Natur begründeten Gemeinschaftsformen. Der Staat bleibt künstliches Werkzeug und Mittel, er ist nicht Endzweck und hat deshalb keinen Anspruch auf absolute Geltung.

So zeigt sich bei weitgehender Uebereinstimmung der Struktur des Aufrittes auch weitgehende Verschiedenheit der Begründung des Geschichtsbildes Herders und des Geschichtsbildes des Nationalsozialismus. Dieselben Grundbegriffe sind es, mit denen Herder und der Nationalsozialismus dieses Bild formen. Beide entwickeln auch die Gestaltung der Kultur, und damit auch der Dichtung, aus dem Urgrunde des Volkes. Während der Nationalsozialismus aber das Volk in seiner Eigenart aus der Rasse erklärt, sieht Herder im Volk die Verkörperung der metaphysischen Idee des Volksgeistes.

So verschieden diese Begründungen sind, so einheitlich jedoch ist wiederum die Anschauung der aus Volkstum oder Volksgeist sich entwickelnden Dichtung. Es ist die Dichtung des mythischen Bildes und der mythischen Gestalt, einer Dichtung, die Wirklichkeit wurde in der Faustgestalt Goethes, in den Naturhymnen Hölderlins, die vaterländische Gesänge wurden, und, in jüngster Zeit, in der Dichtung Stefan Georges vom neuen Reich.

Ostpreußische Volksdichtung / Von Professor Dr. Karl Plenzat, Königsberg Pr.

Die volkskundliche Wissenschaft vor dem Umbruch war auf dem besten Wege, eine „Fachwissenschaft“ wie andere auch zu werden, eine Fachwissenschaft, die sich begnügte, in geduldiger Klein- und Einzelarbeit Bausteine eines antiquarischen, Kuriositäten betonenden, bruchstückhaften Wissens vom Volke zusammenzutragen, und die darüber das große Ziel der Erfassung der beselten Wirklichkeit „Volk“, der Ganzheit unseres „Volkstums“, der Breite, Tiefe und Höhe unseres völkischen Daseins, der Erkenntnis unseres Wesenskerns oft aus dem Auge verlor. Und doch muß Volkskunde, die besonders im neuen Deutschland Anspruch auf Gehör haben will, wirklich sein, was ihr Name sagt, Runde vom Volk, Runde von seiner leiblich-geistig-seelischen Eigenart, von den lebendigen Kräften, die unser Volkstum formten und formen, von den Unter- und Hintergründen völkischen Seins und Handelns, ein Spiegel nicht nur, in dem wir uns selbst erkennen, ein Sporn und Stachel vielmehr, unsere Sendung zu erfüllen, zu werden, was wir sein können und sein wollen: Deutsche, nur Deutsche, das heilige Herz der Völker, wie Hölderlin sagt.

Volkskunde recht verstanden — so habe ich wiederholt ausgeführt — ist deshalb keine Wissenschaft wie andere auch. Sie ist etwas grundsätzlich anderes; denn in ihr stehen wir weder außer noch über dem Forschungsgegenstand. Hier sind wir Mithandelnde, Mitleidende, Mitträger eines Seienden und Geschehenden, eines Gewordenen und Werdenden, hier röhrt Wissenschaft an das innerste Leben unseres Volkes, hier steigt sie in Wahrheit hinab zu den Müttern, hier erhebt sie sich über sich selbst, wird Pflicht und Aufgabe, wird volkstümliche Seelsorge.

Wenn die Volksforschung diese Aufgabe erfüllen soll, muß sie auf rassischer Grundlage, aus dem Glauben des Nationalsozialismus an die Sendung unseres Volkes und der in ihm führenden Nordrasse wiedergeboren, von Grund auf neu geschaffen werden. Denn ihr vor allem liegt es ob, die Erkenntnisgrundlagen jener auf Jahrhunderte ziellenden von ganzen Geschlechterfolgen zu leistenden Arbeit zu geben, die Adolf Hitler in seinem „Kampf“ in seherischer Klarheit umschrieben hat und die in der Sammlung und Erhaltung der wertvollen Bestände an rassischen Urlementen (an „arischen“, nordrassischen Beständen) und in ihrer langsam und sicheren Emporführung zur beherrschenden Stellung besteht.

Darum müssen wir auch unsere Volksüberlieferungen mit neuen Augen sehen lernen. Auch an sie ist stets der Maßstab zu legen: ist das, was wir weitergeben, was wir bewahren und hegen wollen, aus nordrassischem Empfinden geboren, ist es wirklich aus den Wesenstiefen unseres Volkstums erwachsen? Ist es nicht etwa andersrassischer Herkunft, etwas uns Wesensfremdes, das unsere

eingeborene Art von ihrer Richtung abdrängen, überwuchern, zerstören kann?

Unsere Volksüberlieferungen umfassen Volksglauben, Volksbrauch, Volksdichtung und Volkskunst. Die Volksdichtung, vor allem die erzählende, die hier herausgegriffen werden soll, steht in engster Beziehung zum völkischen Glauben und zum völkischen Brauch. In der Systemzeit war es verpönt, ihre Erscheinungen durch die Jahrtausende zurück zu verfolgen und unseren germanischen Vorfahren und der Nordrasse zu geben, was ihnen gebührt. Mit mitleidigem Lächeln sahen wurzellose Verstandesmenschen und gläubige Nachbeter übervölkischer Lehrsätze unter den Volkskundlern auf die Brüder Grimm herab, die es gewagt hatten, unsere Mythenmärchen z. B. als indogermanisches Sonder- und Erbgut anzusprechen. Jetzt erst gewinnen die Grundanschauungen der großen Brüder wieder ihre alte Bedeutung zurück, jetzt erst wird es wieder langsam selbstverständlich, die Erscheinungen unseres Volkslebens nicht mehr aus orientalischem Blickwinkel zu sehen, und jetzt erst beginnen die Seher und Künster nordrassischer Art in die Breite und Tiefe zu wirken.

Welchen Anteil hat nun unsere Heimat an der nordrassischen Überlieferungswelt, an dem Saggut der Arier? Verlohnzt es sich überhaupt, auf ihre Märchen und Sagen einzugehen, wenn ein kürzlich erschienenes Ostpreußenbuch, das Land und Leute unserer Nordostmark in Wort und Bild vorführt, schlanke erläutert: „Die ostpreußischen Märchen und Sagen haben kein scharfes Profil; sie sind abgetragen, zerstückt, geleimt und zerzählt; sie entbehren der gestaltenden Phantasie. Hexen und Riesen, vor allem aber der Teufel, geistern in ihnen herum. Der Teufel hat überall seinen Schwanz dazwischen. Jeder Findlingsblock ist ein Teufelsstein, nur der Heilige Stein bei Frauenburg ist ausnahmsweise von Riesenhand geschleudert worden.“

Nun, wer unsere Sagen und Märchen wirklich kennt, weiß, daß die eben angeführten Worte ein bedauerliches Fehlurteil sind. Mit seiner Wendung vom mangelnden „scharfen Profil“ unserer Märchen und Sagen zielt der Verfasser wahrscheinlich auf die Tatsache, daß sie nicht nur hier erzählt werden, sondern augenscheinlich auch anderswo in germanischen Ländern Seitenstücke und Entsprechungen haben. Aber diese Tatsache, daß auch unsere Volkserzählungen dem großen Schatz des arischen Saggutes angehören und daß sie manche Überlieferung treuer und ursprünglicher bewahrt haben als andere Gegenden unseres Vaterlandes, ist sicher kein Mangel, sondern ein Vorzug. Schieden sich unsere Sagen und Märchen schroff von den übrigen deutschen, von den germanischen, von den nordrassischen Überlieferungen, dann wären sie unstreitig fremdrassischer Herkunft und unser Stamm fiele bedauerlich und bedenklich aus dem Ganzen deutschen Volkstums heraus. Weiter: wer das Unglück hat, Märchen und Sagen

nur aus zweiter und dritter Hand zu erhalten und nicht selbst aus dem Munde wirklich berufener Erzähler zu hören, mag unsere Ueberlieferungen „abgetragen, zerstört, geleimt und zerzählt“ nennen. Im Gegensatz zu anderen deutschen Landschaften aber weist Ostpreußen noch eine Fülle hervorragender Erzähler im Volke auf, und heute, wo wir den Märchenschatz ganzer ostpreußischer Dörfer und einzelner Männer und Frauen in treuen, wenn auch leider meist noch ungedruckten Aufzeichnungen besitzen, wissen wir, wie frisch, wie treu, wie wirksam aufgebaut, wie packend in der Gestaltung der Handlung, wie lebendig in Rede und Gegenrede bei uns erzählt wird. — Und weiter: Geschichten von Hexen und Riesen gibt es bei uns auch. Aber die Riesenlegenden z. B. bilden in dem nach vielen Tausendenzählenden Sagen- und Märchenschatz Ostpreußens nur eine Gruppe, so klein an Zahl, daß diese Tatsache auffällig wäre, trüfe sie nicht vielfach für Flach- und Tiefland zu, für Landschaften also, die im Gegensatz zu wilder Gebirgswelt nur selten Anlaß geben, Naturerscheinungen als Riesenwerke zu deuten, an ungeheuerlichen Dingen die Einbildungskraft zu Erzählungen von riesigen Gestalten zu entzünden. Auch Teufel und Hexen spielen in den noch heute lebenden Ueberlieferungen Ostpreußens keine Hauptrolle, was um so erstaunlicher ist, als auch für dieses deutsche Land die Zeit leider erst zwei Jahrhunderte zurückliegt, in der eine in wirrem Teufelswahn befangene, von andersrassischem Vorstellungen verführte, fanatische Schicht unschuldige Menschen der Hexerei und Teufelsbuhlschaft beschuldigte und mit sadistischem Behagen die Scheiterhaufen rauchten ließ.* Hertha Grudde freilich, auf deren „Plattdeutsche Volksmärchen aus Ostpreußen“ noch einzugehen sein wird, bringt zahlreiche Erzählungen, in denen die Gestalt des Teufels bedeutsam hervortritt, doch stehen diese Märchen so außerhalb aller sonstigen ostpreußischen Ueberlieferungen, daß sie keinesfalls als bezeichnend für unsere Märchenstämme angesehen werden können. Von den 687 Märchen, die ich 1927 in meinem Verzeichnis der ost- und westpreußischen Märchen und Schwänke aufgeführt, nach Grundformen geordnet und kurz gekennzeichnet habe, erwähnen kaum 60 den Teufel. Hin und wieder erscheint er den übernatürlichen Gegner, mit dem der Held zu kämpfen hat; hier und da stattet ein mutiger Jenseitswanderer auch der Hölle seinen Besuch ab, und an Stelle des täppischen Unholds, der mit dem schlauen Menschen einen Dienstvertrag abschließt, erscheint auch der Teufel. Aber immer ist er der Besiegte, Geprülte, Betrogene. — Auch in unseren Sagen spielt der Teufel keineswegs eine wichtige Rolle. Das leider noch ungedruckte erstaunlich reiche Verzeichnis, das Franz Hempler in Danzig auf Grund der gedruckten und der nach Tausendenzählenden ungedruckten Sagen in seinem und meinem Besitz gefertigt hat, wird diese Tatsache aufs deutlichste beleuchten.

Bevor ich eine kurze Uebersicht unseres Erzählgutes gebe und darin eine Scheidung des aus nordrassischem Empfinden Geborenen von Andersartigem vorzunehmen versuche, zeige ich an einem Einzelbeispiel den Zusammenhang unserer Märchen mit uraltem Brauchtum.

Wie im Mittelpunkt des Brauchtums vorderasiatischer Völker das Opfer steht, das der schuldbeladene erlösendbedürftige Mensch dem boshaften, sinnlos-willkürlich handelnden, töricht-verderblichen Dämon bringt, vor dem er sich ständig fürchtet, so steht im Mittelpunkt des Brauchtums der arischen Völker das Fest, dessen Hauptbestandteil das Mahl bildet, zu dem sich die furchtlosen, aufrechten Männer verbinden und zu dem sich Spiel, Reigen und Gesang in der Verknüpfung zu dramatischer Vorführung lebensfroher, von heilischem Geist besetzter Mythen gesellen. In die arische Urzeit zurück weist das volkstümliche Frühlingsfestspiel des „Drachenstichs“, das sich bis zur Gegenwart in verschiedenen nordrassischem bestimmten Ländern erhalten hat. In feierlichem Zuge wird der Drache durch den Festort geleitet, dann das Kampfspiel — hier und da mit Wechselreden — aufgeführt, endlich der Drache vom Helden erstochen, die Königstochter (Malkönigin usw.) befreit und das Fest mit Tanz und Spiel beschlossen. Oft erscheint dieser „Drachenstich“ in Verbindung mit Schwerttänzen und Labyrinthreihen, an deren „Windelbahnen“ noch heute die Höspiele unserer Kinder erinnern. Wird nun vom Drachenstich erzählt und dabei etwa von der Jugend des Helden, von seinem Auszug in die Welt der Abenteuer, von der Not der Jungfrau in

Drachengewalt, vom Drachenkampf, vom Sieg, von der tödlichen Ermattung des Helden nach der Anstrengung des Streites, wie vom törichten Reider berichtet, der die Ohnmacht des Beneideten benutzt, um die Königstochter durch Drohungen zu zwingen, ihn als ihren Retter auszugeben, so entsteht ein Märchen, dessen Fortgang und Schluß zuletzt doch dem eigentlichen Helden den Ruhm und die Hand der Erretteten gönnen. Und viele, wenn nicht alle, der wirklichen, echten Mythenmärchen sind solche Erzählungen von uraltem dramatischem Spiel bei Festen arischer Völker und damit etwas Uraltes, organisch Gewachsene, etwas, was nicht willkürlich erfunden, von einem sogenannten Dichter beliebig geschaffen werden kann. Kennzeichnend für das arische Märchen ist das sinnvoll geordnete, schicksalgebundene Geschehen, sind die willensbewegten, furchtlosen und tatenfrohen Helden, ist Sieg und glückhafter Ausgang, wenn auch nach mühsamer Wanderung, standhaft ertragenem Leiden, bitterer Trennung von der Geliebten. Beispiele solcher Märchen in ostpreußischer Gestaltung finden sich in Elisabeth Lemkes Bänden „Volkstümliches in Ostpreußen“, in meinen Märchenbüchern („Der Wundergarten“ und „Die goldene Brücke“) und in den noch unveröffentlichten Schätzen meiner volkskundlichen Sammlungen.

Neben ihnen gibt es eine Fülle von Geschichten verwandter und anderer Art, die in den drei Bereichen des Geglauften, des Gewussten und des Spielerisch-Erfundenen wurzeln. Diese drei Begriffe deuten auf eine zweckmäßige Gliederung der gesamten Sagenstoffe hin. Zur ersten Gruppe würden dann die Mythen, Legenden, Mythenmärchen, Ursprungssagen, Spukgeschichten und die Sagen von Uebernatürliche-Wirklichem zu zählen sein. Dem Bereich des Gewussten gehören Heldenlegenden, Chroniken, Familiensagen, Anekdoten und Tiergeschichten an. Spielerisch erfunden sind meist Kindermärchen, Tierehörchen, Märchenparodien und Kettenmärchen, ebenso die scherhaft Ursprungssagen, die entweder Naturerscheinungen lächelnd deuten oder Namen, Wappen usw. schalkhaft erklären, ferner Schwank und Witz. Ernsthaft belehrende Tierfabeln und Parabeln werden am besten demselben Bereich zugezählt.

Im voraus muß betont werden, daß das volkstümliche Erzählgut im Gegensatz zur epischen Buchdichtung in Prosa Sprechdichtung ist, also sein wahres und echtes Leben nur dann entfaltet, wenn es wirklich ohne künstliche Gedächtnishilfe erzählt, nicht vorgelesen oder gar still vom einzelnen allein mit den Augen dem Buche entnommen wird. Märchen sehen einen Erzähler und einen andächtig lauschenden Hörerkreis voraus; das Erzählen von Schwänken geht in lustiger Gesellschaft von Mund zu Mund; Sagen und belehrende Geschichten werden häufig von reisenden und erfahrenen Menschen den Unterweisung suchenden jüngeren einzelnen erzählt. Ueberall handelt sich bei dieser Sprechdichtung um „einfache“ meist kurze Formen. Auch die längsten Märchen müssen „auf einen Sitz“ erzählt werden können. Erzählen in Fortsetzungen widerstrebt ihrem Wesen. Und doch entbehren diese Gebilde nicht der Kunst; auch sie folgen bestimmten epischen Gesetzen, die Axel Olsrik und andere Gelehrte in treffender Weise dargelegt haben. So gilt vor allem für sie das „Gesetz des Eingangs und des Abschlusses“, d. h. die epische Volksdichtung fängt nicht mit bewegter Handlung an und bricht nicht jäh ab, sie steigt vielmehr vom Ruhigen zum Bewegten auf und läßt der Aufführung der Schicksalswende einen besänftigenden Abschluß folgen. Das „Gesetz der Wiederholung“, das in der Regel mit dem der „Dreizähl“ verknüpft ist, bedeutet eine überaus kennzeichnende Prägung des von der Volksepik dargestellten Lebens; es gibt ihr eine eigenartige Spannung und Fülle und scheidet sie aufs schärfste von der Kunstdichtung. „Bei dieser ein langsamer Aufstieg der Handlung mit einem Höhepunkt und einem jähren, raschen Abstieg, beim Märchen oft drei Abschnitte nebeneinander, deren jeder wieder dreigeteilt ist. Über drei Haltepunkte geht die Reise des Helden in die Außenwelt; dort werden drei Arbeiten verrichtet, und über drei Fährnisse geht der Weg in die Innenv Welt zurück. Was in der literarischen Schöpfung als Fehler angerechnet wird, die Wiederholung, tritt uns als ein besonders kennzeichnendes Merkmal beim Märchen entgegen. So steht es „musikalischer Form nahe“ (Karl von Spieß). — Das „Gesetz der szenischen Weisheit“ besagt, daß auf der Bühne entscheidender Ereignisse nur immer zwei wirklich handelnde Personen aufstehen. Ihm entspricht das „Gesetz des Gegenseitens“, das sich nicht nur bei den Personen und ihren Eigenschaften, son-

*) Berl. u. a. die erschütternden altenmäßigen Belege bei J. A. Nisenthal. „Die Hexenprozesse der beiden Städte Braunsberg“. Königsberg 1861.

dern auch bei kennzeichnenden Handlungen äußert. — Kommt eine Reihe von Personen oder Dingen vor, dann wird der Vornehmste auf den ersten Platz gestellt; den letzten Platz aber erhält der, der den besonderen epischen Anteil erregt. Dieses Gesetz, das mit Ausdrücken der Seemannssprache, das des „*T o p g e w i c h t s u n d des A c h t e r g e w i c h t s*“ genannt wird, bildet verbunden mit dem der Dreizahl und der Wiederholung das wichtigste Merkmal der Volksdichtung. Kurz erwähnt seien weiter die Gesetze der Darstellung von Eigenschaften durch Handlung; der Einsträngigkeit des epischen Geschehens; seiner Gipfung in bildhaften Auftritten; der Einheit und Folgerichtigkeit der Handlung und ihrer Lagerung (= Konzentration) um die Hauptgestalt.

*

Wie schon angedeutet, schreitet unsere erzählende Volksdichtung immer wieder aus dem Bereich des Diesseitigen in den Bezirk des Ueberweltlichen hinüber. Dieser Bezirk umfaßt drei große Gebiete, den mythischen, den dämonischen und den im engeren Sinne christlichen Bereich. Mythisch wollen wir hinsicht nur das nennen, was sinnvoll geordnet, was schicksalgebunden ist, was von arischen Göttern und Schicksalsgestalten, von Ahnen und Helden, die furchtlos und tatenfroh das sichere „Midgard“ (die „Binnenwelt“, das Diesseits) verlassen, um in das drohende „Utgard“ (die „Außenwelt“, das Jenseits) einzudringen, oder von mythischen Tieren und Pflanzen berichtet. Als dämonisch bezeichnen wir alles Sinnlos-Willkürliche, Tückisch-Verderbliche, das aus drohendem Hinterhalt unvermutet und boshaft in das Leben des furchtamen Menschen einbricht, was also vom Dämon (oder dem oft seine Stelle vertretenden Teufel), von boshaften Hexen und Zauberern, von schuldbeladenen spukenden Toten, von dämonischen Tieren und Pflanzen wie von Seuchen-dämonen berichtet. Dem christlichen Bereich im engeren Sinne gehören die Geschichten von Gott, dem Heilbringer und den Propheten wie dem Teufel als dem Gegner Gottes und des Heilbringers und als der Zuchtrute der Menschen an. Die Erzählformen dieser drei Bereiche werden herkömmlich ohne eine eindeutige und klare Abgrenzung mit den Namen Märchen, Sage und Legende bezeichnet, so daß es nötig ist, gegebenenfalls kennzeichnende Beiwörter zu verwenden.

Die dem Bereich des Diesseitigen zugewandten Erzählungen, die entweder Gewußtes oder Spielerisch-Erfundenes darstellen, sind bereits erwähnt worden. Ernsthaft, schalkhaft oder witzig sowie finnischhaft-belehrnd berichten sie vom Schicksal einzelner Menschen, einzelner Geschlechter oder ganzer Gemeinschaften; vermenschlichend erzählen sie von Tieren und ihrem wirklichen Leben oder lehrhaft von Tieren, die nicht anderes als vermußte (maskierte) Menschen sind.

Es ist schwer, den ganzen Reichtum der ostpreußischen erzählenden Volksüberlieferungen überschaubar zu machen, da ihr quellendes Leben kaum mit dünnen Worten umschrieben werden kann, und weil in vielen von ihnen die erwähnten Bereiche des Mythischen, Dämonischen und Christlichen nicht nur nebeneinander hergehen, sondern auch oft miteinander verquickt und vermischt sind. Erstaunlich bleibt, daß eine stattliche Fülle ostpreußischer Märchen z. B. trotzdem rein mythischen Charakter trägt und ihre arische, nordrassische Herkunft deutlich offenbart. Einige wenige Beispiele sollen das Behauptete verdeutlichen. Ich greife sieben Märchentypen heraus, deren Zusammenhang mit altarischen Überlieferungen die Forschung eindeutig festgestellt hat, und verweise bei einzelnen kurz auf bekanntere indische, persische, griechische und germanische — also nordrassische — Mythen.

Auch bei uns gibt es prächtig erzählte Märchen, die den Helden — meist den jüngsten und oft um seiner Tumpheit willen mißachteten von drei Brüdern — nach einem heikelnacherten Gute (Lebenswasser u. a.) oder auch nur, um Abenteuer zu erleben, ausziehen und von seinen Gefährten verraten werden lassen. Da wird er z. B. aus dem Beraloch, in das sie ihn an einem Stricke hineingelassen haben, nicht wieder herausgezogen. Auf dem Rücken eines Vogels*) entkommt er jedoch der „anderen Welt“, hier der im Berginnern, ereilt die falschen Gefährten, strafft sie und nimmt ihnen das entwendete Gut oder das von ihm befreite, von den

Genossen entführte Mädchen. — Die persische Heridun-Sage, altdiätische Märchen bei Somaveda bezeugen das Alter dieses Stoffes, zu dem Friedrich Panzer und Ludwig Laistner viele Seitenstücke begebracht haben.

In den oft- und westpreußischen Märchen vom Jüngling, der mit Hilfe seines treuen Rosses im Dienste des Königs nacheinander einen goldenen Vogel, eine goldene Jungfrau, die „Morgen und Abend“*) ist, und schließlich ihren Ring aus der Außenwelt holt, sind viele Züge alt. Besondere Beachtung verdient das Bad in siedendem Wasser oder in siedender Stutenmilch, das dem Helden Verjüngung und Verschönerung, seinem Gegner aber den Tod bringt. Es erinnert u. a. an die Zauberkünste, die Medeia gegenüber dem alten Pelias anwendet.

In mehreren reizvollen Formen lebt bei uns das uralte Zweibrüdermärchen, das in Aegypten schon um 1300 vor Christo aufgezeichnet, dorthin aber von nordischen Menschen gebracht wurde. Doch ist es bei uns nicht entstellt wie in Aegypten, wo es von fremdrassisigen Menschen aufgenommen wurde. Das ostpreußische Märchen vom Prinz Ratt und seiner Bewährung in Drachenkämpfen vor allem ist ein Musterbeispiel der heldischen Haltung des auf übernatürliche Weise geborenen Jünglings. Daß hier nicht zwei, sondern drei Brüder auftreten, ist ebenso unwesentlich wie daß in der nahe verwandten griechischen Perseusage die Brüder überhaupt fehlen.

Märchen, die den Helden in der Tierhölle (Bären-, Wolfs-, Raben- oder Schlangengestalt) zeigen und durch die Leidensfahrt des treuen Weibes erlöst werden lassen, haben ihr Gegenstück in den zahlreichen Schwanenraum Märchen unserer Heimat. In ihnen findet der Held das schicksalsmäßig an ihn gebundene Weib nach mühsamen Wanderungen in der Außenwelt wieder. An die griechischen Erzählungen von Alidoneus und Persephone, von Amor und Psyche, an das Wölundlied der Edda, die in diesen Zusammenhang gehören, sei nur erinnert.

Ahnliche Gegenstücke bilden die Märchen, die den Helden dreimal aus seiner Grindkopfmaske oder die Helden dreimal aus ihrer Allerlei-rauh- oder Alchenbrödelhölle hervortreten lassen, bis am Ende der glückhafte Ausgang beide die entstellende Vermummung endgültig ablegen läßt.

An ein weit verzweigtes Saggutgebiet führen die ostpreußischen Märchen heran, die einem hochstehenden Manne von Schicksalsgestalten der verschiedensten Art verhelfen lassen, daß ein eben geborener Knabe seine Tochter heiraten und seine Stelle einnehmen werde. Vergleichbare Versuche, den Knaben zu verderben (Aussezung; Briefe, die seine Tötung befehlen, die aber mit anderen vertauscht werden) leiten zu unlösbar schenkenden Aufgaben hinüber, die ihn nach mannigfachen Abenteuern in der Außenwelt an das Ziel seiner Wünsche bringen. Besonders hübsche Fassungen dieser Märchen hat Elisabeth Lemke unter dem Titel „Der Knabe mit den drei Lilien vor der Stirn“ und „Vom Kaufgesellen, der sich die Welt besehen wollte“, aufgezeichnet. — Verwandte Züge zeigen die Jugendgeschichten zahlreicher Mächtiger: Zarathustra und Buddha, Kyros, Alexander, Romulus, Augustus, Heinrich III. seien erwähnt.

Kernstück des von Herodot bezeugten Meisterdieb-Märchens ist der Raub eines Schatzes aus schwer zugänglichem, sorgsam bewachtem Ort. Der Schatz jedoch vertritt nur den ursprünglich an seiner Stelle stehenden kostbaren Trank, und so laufen auch bei uns zwei Hauptgruppen von Märchen nebeneinander her. Die eine, vom „Wasser des Lebens“ erzählende, erinnert an die im Veda häufig abgewandelte Geschichte von der Befreiung und Gewinnung der im Wolkenfelsen verschlossenen Kühe, die bald als die Wasser des Regens, bald auch als die rötlichen Strahlen des Lichtes erscheinen und von bösen Dämonen verborgen gehalten werden, bis der Held — Gott Indra oder andere Götter und Halbgötter — sie befreien. Die Mädchen dieser ersten Gruppe erinnern weiter an die Abenteuer, die Odin, der den Suttungs-Met gewinnen will, bei Gunlöd besteht. Die andere Gruppe, die Meisterdiebmärchen im engeren Sinne umfassend, gleitet stark ins Schwankhafte ab, verleugnet aber auch in ihren entartetsten Formen nicht die Merkmale des echten Märchens, die Auseinandersetzung des Helden mit der „Außenwelt“.

*) Elisabeth Lemke, Volkstümliches in Ostpreußen II, Nr. 18, S. 114—117: „Der Junge und der Schimmel.“

*) In dem schönen von Schleicher im Memellande aufgezeichneten Märchen vom Bartmännlein trägt ihn ein Drache empor.

In schroffem Gegensatz zu diesen in wenigen Beispielen vorgeführten Mythenmärchen, weil überreich an dämonischen Zügen, stehen die eingangs erwähnten merkwürdigen Geschichten, die Hertha Grudde 1931 unter dem Titel „Plattdeutsche Volksmärchen aus Ostpreußen“ veröffentlicht hat. Ich schlage das Buch an beliebiger Stelle auf und fasse den Inhalt von 19 aufeinander folgenden Geschichten kurz zusammen.

Nr. 10. „Vom einem Spookäschlott“: Wanderburschen erlösen Gespenster durch „Totspicken.“

Nr. 11. „Vom Teejä un vom Spook“: Jäger erlöst Graf und Gräfin, die in Hund und Kalb verwandelt sind, durch Totstechen.

Nr. 12. „Vom danze Strohpungel“: Alter Soldat erlöst Prinzen, der in tanzendem Strohbündel verwandelt ist, durch dreimaliges Hineinstechen mit dem Messer.

Nr. 13. „Dat Gespenst im Hemd“: Von ihrem Vater verwünschte Grafentochter wird von einem Förster durch Festhalten erlöst.

Nr. 14. „Vom Neiekopp“: Neukopf, der Mädchen verschleppt, wird von Grafentochter mit Hilfe der „Totenblume“ überwunden.

Nr. 15. „Von einem Schlott“: Spukende ermordete Grafenfrau wird durch drei Schläge mit der Totenblume (zum Tode) erlöst.

Nr. 16. „Von einem Groose sinem Schlott“: Graf will Tochter zu verhakter Ehe zwingen. Das in den Keller gesperrte Mädchen wird von ihrer Kinderfrau befreit. Diese erlöst den in einen Drachen verwandelten Großvater des Grafen durch Totstechen, und der Graf sieht ein, daß er Unrecht hat.

Nr. 17. „Von einem värckte Groose“: Graf, der keine Kinder haben will, verwünscht die Tochter, die ihm geboren wird, so daß sie vom Drachen geholt wird. Als ein Bettelweib den Drachen erstickt, wünscht er, daß der Teufel alle hole. Der holt ihn selbst, aber das Bettelweib erlöst ihn, indem sie dem Teufel ein Auge aussticht.

Nr. 18. „Vom Hasselstruut“: „Herr“ hat seine Braut ertränkt. Sie ist in einen Hasselstrauch, er in ein Gespenst verwandelt. „Trechte Kerle“ erlösen beide durch Festhalten.

Nr. 19. „Wat mal in einem Schlott värging“: Ermordete Grafenfrau spukt. Ihr Sohn, der die ihm vom Grafen bestimmte Braut nicht heiraten will, wäre von ihm ermordet worden, wenn das Gespenst nicht dazwischen getreten wäre. Als der Graf erkennt, daß das Gespenst sein ermordetes Weib ist, erlaubt er dem Sohn, die von ihm geliebte Doktorstochter zu heiraten. Solange der Graf lebt, spukt das Gespenst weiter. Erst als ihn der Tod packt, gibt es Ruhe im Schloß.

Nr. 20. „Vom Fertstä“: Bauerntochter und ihr Liebster, ein Graf, vom Bauern in Taube und Hund verwünscht, werden von einem Jägerburschen durch „Totspicken“ erlöst.

Nr. 21. „Vom Diewelskind“: Grober Bauer, der sein Kind zum Teufelskind verflucht, wird durch Erblindung bestraft und gebessert.

Nr. 22. „De Alldagspoek up em Biagonebarch“: Räuberhauptmann, als Prinz verkleidet, will die Rittertochter aus dem Spukschloß freien. Sein rechtmäßiges Weib entlarvt ihn, und eine „Banzel“ verwünscht ihn in spukenden Hund. Sein eigener Sohn erlöst ihn durch „Beten eines Verses im Gesang“.

Nr. 23. „Vom Drache un vom Woolddiewel“: Königsohn, in Drachen verwünscht, will mit Hilfe des Teufels die Tochter seines Bruders in sein Spukschloß entführen. Doch diese belauft den Plan, und ein anderer Prinz erlöst den Drachen durch „Totspicken“.

Nr. 24. „De Keenigsehn im Stabblad“: In Vogel verwünschte Prinzessin verlockt Königsohn in den Stabblad; sie wird durch Kopfschlägen erlöst.

Nr. 25. „Schortienfejä, Diewel und sien Grokmittä“: Der Teufel und seine Großmutter, die vom Schornsteinfeger im Rauchfang eines Bauern festgemacht sind, werden von diesem befreit. Aber anstatt daß der Teufel dem Bauern die versprochene Belohnung gibt, spielt er ihn dem Tod in die Hände.

Nr. 26. „Vom Doktä un vom Diewel“: Teufel will sehen, wie der Arzt einen Kranken heilt. Doch der Hund singt (!) ihm einen Vers zu, ergreift ihn und schleckt ihn in seine Bude, wo ihm der Arzt den Schwanz abschneidet: „Sck waa ju Diewels lehre, eenem Doktä notspierenere!“

Nr. 27. „De Steefmutter“: Stiefmutter ermordet ihre Stieftochter. Diese schwebt als Engelsgestalt an einem Strauchhaufen und singt von ihrer Ermordung. Man gräbt die Geföhrte aus und bestattet sie in geweihter Erde. Die böse Frau wird fortgejagt.

Nr. 28. „Vom Reibä“: Räuber, den sein Gewissen plagt, versteckt sich auf einem Kirchturm. Dort wird er entdeckt und eingeschlossen; er verwandelt sich in einen Hund, der von seiner Frau in Adlergestalt gefüttert wird. Beide werden erschossen.

Nr. 29. „Vom Liecheshändä“: Grafenleiche, die von einem Räuber, der ihre Ringe stehlen will, in den Wald verschleppt ist, stöhnt und klagt dort, bis sie wieder in ihren Sarg gelegt wird. Der Leichenhändler muß Nacht für Nacht als schwarzer Bulle auf dem Kirchhofe umherrennen und brüllen. Der Küster rät ihm, in der Kirche seine Sünden zu bekennen. Doch vor dem Altar wird er in eine Schlange verwandelt, der der Küster schließlich den Kopf abhaut. Auf den Misthaufen geworfen, gibt sie Ruhe.

Diese Proben könnten beliebig vermehrt werden; doch mag das Gesagte genügen und durch zwei Übersichten ergänzt werden. (Die in Klammern stehenden Zahlen verweisen auf die Nummern der Märchen.)

In den Gruddeschen „Märchen“ spuken oder zeigen sich die ums Leben Gefommenen oder Verwünschten als weiße Frau oder weißes Fräulein (10; 13; 16; 32; 39; 58), als Mann ohne Kopf (10), als schwarzer Mann (31), als Gespenst (18; 19), als Gespenst ohne Kopf (57), als gespenstisches Kind (75), als Engelsgestalt (27), als Teufel (92), als Waldteufel (33), als singendes Gespenst (108), als Drache (16; 23; 40; 49; 51; 69), als Pferd (98; 110), als Stier (29; 37), als Kalb (und Hund) (11), als Hund (11; 20; 22; 28; 32; 34; 35; 41; 43; 45; 53), als Löwe mit Drachenkopf (15), als Käuze (34; 37; 51), als Wolf, Ochs, Frosch (46), als Wolf und Nachtigall (47), als Schlange (29; 33; 45), als Frosch (48; 54; 56), als Kröte (30), als goldenes Fischlein (52; 54), als Fledermaus (55), als Vogel (24; 44), als Adler (28), als Taube und „zoddriger Vogel“ (42), als Eule (36; 56), als Specht (63), als Kuckuck (64), als Schwäne (77), als Walnußbaum (43), als Haselstrauch (18) und als Rosenstrauch (41; 62).

Die Erlösung erfolgt durch „Totspicken“ (10; 11; 12; 16; 20; 23; 31; 32; 33; 34; 35; 37; 43; 45; 50; 53; 58; 76), durch Schläge mit der Totenblume (15; 16), durch Kopfschlägen oder Abschneiden (24; 29; 33; 49), durch Erschießen (42; 46), durch den natürlichen Tod des Uebeltäters (19; 55), durch Totstechen des Teufels (17; 98), durch Besiegen des Teufels (57), durch Schläge mit der Birkenrute (54), durch Werfen in kochendes Wasser (51), durch Abschuppen (52), durch Ausgraben des Strauches (41), durch Zerreissen des Strauches (62), durch Geschenk der letzten Habe (39), durch einen Kuß (30; 40; 77), durch Blut (47), durch Gottes Macht (69) und durch die Besprechung eines katholischen Pfarrers (75).

Wie ersichtlich, spielen in den Gruddeschen Geschichten, die ich in ausführlichen Besprechungen ihres Buches*) „primitive Märchenvorformen“ genannt habe, schuldbeladene erlösende bedürftige Menschen die Hauptrolle. Abgesehen von den wenigen wirklichen Märchen, die sich unter ihnen finden, bilden sie einen schroffen Gegensatz zu allen übrigen Märchenaufzeichnungen aus Ostpreußen, im besonderen auch zu den oben angeführten Beispielen aus nordrassischer Ueberlieferungswelt. Sie entstammen nach Angaben Hertha Gruddes den Mitteilungen von acht Frauen und zwei Männern aus einem einzigen Dorf, Beisleiden, und ich habe in allen meinen Besprechungen die Vermutung geäußert, daß sorgfältiges und geduldiges Nachforschen sicher zu dem Ergebnis führen werde, daß diese „Märchen“ alle eine einmalige, nicht typische Erscheinung darstellen. Wahrscheinlich gehen sie auf einen einzelnen Spukgesichtenerzähler zurück, der eine Freude daran fand, das Erlösungsmotiv immer neu abzuwandeln und seine Zuhörer durch Singsang, durch schauriges Huu, huu, huu, durch Nachahmung von Hundegengeul, von Taubengurren und ähnlichem, woran die Geschichten — wieder im Gegensatz zu allen übrigen ostpreußischen Volksüberlieferungen — reich sind, in die erwünschte Gruselstimmung zu versetzen.

Es war ein Verdienst des Instituts für Heimatsforschung an der Albertus-Universität, diese Geschichten in einer wissenschaftlichen Publikation der Forschung zugänglich zu machen; es ist eine Gefahr, sie in hochdeutschen Schulausgaben in unsere Kinderwelt hineinzutragen und sie im Rundfunk zu erzählen. Und weil eifige Verlegerreklame immer weiter für ihre Verbreitung arbeitet, mußte in diesem Zusammenhang ausführlicher auf sie eingegangen werden.**)

Durch Elisabeth Lemkes Forschungen kennen wir den Märchenschatz der Gegend um Saalfeld, durch die Hermann Galbachs den des Dorfes Gr. Jerutten im Kreise Ortelsburg. Kommen wir aus der Gruddeschen Welt in ihren Bereich, so ist es, als wenn finsterner Nachtpuk entweicht und sich eine taghell besonnene freundliche Landschaft öffnet, in der sich gewiß auch Wunderbares, selbst Schreckliches, nie aber Sinnlos-Willkürliches, Quälend-Niederziehendes ereignet. Sinnvoll aufgebaute, von den erwähnten epischen Gesetzen der Volksdichtung beherrschte Märchen begleiten hier ihren Helden oder ihre Helden in der Regel auf dem ganzen Lebenswege durch Kampf und Gefahr bis zum endgültigen Triumph und ent-

*) In den „Hessischen Blättern für Volkskunde“, in der „Niederdeutschen Zeitschrift für Volkskunde“, in den „Altpreußischen Forschungen“, im „Elbinger Jahrbuch“, in der „Deutschen Literaturzeitung“.

**) Das Erscheinen eines neuen Buches von Hertha Grudde, „Alte Märchen und Geschichten aus der Spinnstube“, in dem kaum noch echte und wirkliche Volksüberlieferungen zu finden sind, mahnt erneut zur Vorsicht.



Arno Holz-Büste

lassen beide mit dem Ausblick in das ungetrübte Glück junger Ehe. Denn nicht „Erlösung“ zum Nichtmehrsein, vielmehr Erhaltung des Geschlechts, Entwicklungsräum künftiger Helden und Heldeninnen ist ihr Ziel. Und wenn sich der Vorhang über dem Geschehen dieser Märchen senkt, dann wissen wir, daß neue Jugend wie einst Vater oder Mutter, Kindjung oft, ausziehen wird, um gleiche oder ähnliche Abenteuer in der „Außenwelt“ zu erleben.

Um diese Kerngruppe lagern sich andere Märchengruppen. Ich erwähne zunächst die anmutigen ernsthaften oder lustigen Tiermärchen unserer Heimat, in denen vor allem vom Fuchs und Wolf die Rede ist. Im Mettkeinschen Dorfsteich lehrt der Schlaue den Leichtgläubigen das Fischchen mit dem Schwanz, über die samländische Palwe läßt er sich — angeblich schwer verletzt — von ihm tragen. Im nahen Walde verleitet er ihn, des Fuchses Bein loszulassen und in die Wurzel zu beißen. Im Dannehlschen Hochzeitshause in Pesnicken spornt er ihn solange zum übermäßigen Fressen an, bis ihm das Kellerloch zu eng geworden ist. Er bindet ihn an den Schwanz der schlafenden Stute, er verlockt ihn, nach der Gans im Fallstrick zu springen, er lehrt ihn, daß der Mensch zu fürchten sei, und er bringt ihn zu Tode, indem er dem kranken Löwen rät, zu seiner Heilung ein frisch abgezogenes Wolfsfell zu verwenden. Aber hier und da ist auch der Fuchs der Betrogene; auch er wird genarrt; auch der Listige wird etwa am „rugen Zoagel“ aus seiner Höhle gezerrt. — An anderer Stelle bin ich ausführlich auf diese und andere Märchen von wilden und zahmen Tieren aller Art eingegangen, hier will ich nur erwähnen, daß in Ostpreußen u. a. ein Seitenstück zu dem bekannten Grimmschen Märchen von den Bremer Stadtmusikanten aufgezeichnet ist, das in prachtvoller erzähler plattdeutscher Fassung seine größere Ursprünglichkeit und seine altertümlichere Ueberlieferung beweist: aus dem

Waldhause werden nicht Räuber vertrieben, sondern „Boare on Wulwe“, die dort Hochzeit halten; und ein junger Wolf erlebt dort als Kundschafter der Geflohenen Abenteuer, wie sie ähnlich Hans Sachs und Rollenhagen im 16. Jahrhundert erzählen.

Zu den Mythenmärchen gesellen sich weiter unsere Legendenmärchen. Sie berichten, wie Gott die Guten, Gastfreien, Hilfsbereiten belohnt, die Bösen, Hartherzigen, Geizigen strafft, Büßen den vergibt und selbst aus der Hölle noch Seelen in sein Reich nimmt. Da wandeln der Heiland und Petrus wie die Götter der Inder, Griechen, Römer und Germanen über die Erde und erfüllen verständige und törichte Wünsche; da lehrt das Märchen, daß der bußfertige Sünder noch Gnade findet, wo der Diener der Kirche sie für unmöglich hält. Da wird dem „Knoakelhees“ (Knochenmathias) endlich die Verzeihung der Klosterjungfrau zu teil, und der Knecht, der in der Hölle dient, treibt die von ihm entwendeten Seelen als Schäfchen dem Heilande zu. Andere Legendenmärchen berichten, wie die Wahrheit an den Tag kommt (Typ: „Der singende Knochen“ und „Wer aß das Herz des Lamms?“), wie der dem Teufel Versprochene Geistlicher wird und sich doch vor der Hölle rettet, oder wie der Mann im Himmel nützliche Lehren empfängt oder den Tod dreimal mit falschem Bescheide an der Himmelstür abfertigt.

In unseren novellenartigen Märchen steht das Verhältnis zwischen Mann und Frau breit und Beachtung heischend im Vordergrunde. Im Rätsel- oder Lügen- oder Redekampf messen die Geschlechter ihre geistigen Kräfte. Scharf Finn und Erfindergabe lassen jugendliche Helden wie den „Prinzen mit dem goldenen Hirsch“ den Weg zur ängstlich gehüteten Königstochter finden. Die kluge Bauerntochter wird die Gattin des Königs und versteht es, sich nach ihrer Verstößung Gatten und Glück zurückzuerobern.*). Ähnlich gewinnt die verlassene Braut in Männerkleidern und nach Ablegung dreier „Männerproben“ dank ihrer Klugheit und Vorsicht den Bräutigam zurück. Treue und Unschuld der Cheleute besiegen Anfechtungen und Verleumdungen. Wie in Shakespeares „The Taming of the Shrew“ wird die böse oder faule Frau gebessert. — Auch wo die Märchenovelle Mann gegen Mann stellt, sind Klugheit und Scharf Finn in ihr das Herrliche. Als Beispiele seien erwähnt: Die guten Ratschläge, die anfänglich dunklen Orakelsprüchen gleichen, aber schließlich ähnlich wie im Ruodlieb ihre verborgene Weisheit offenbaren; die Märchen vom König und dem Bauernjungen, der auf alle seine Fragen kluge Antworten zu geben weiß, und die vom Hirtenknaben, der statt des Priesters die Rätsel des Königs löst. — Bei den novellenartigen Märchen von Räubern und Dieben treten zwei Gruppen deutlich hervor. Die eine nimmt unzweideutig Partei für die Kühnheit, Geschicklichkeit und Geistesgegenwart des „edlen“ Diebes oder Räubers, die andere steht mit dem Herzen auf der Seite des in die Räuberhöhle gelockten Mädchens, das nach grauenhaften Erlebnissen entrinnt, oder des kühnen Mannes, der die Räuber täuscht und einen nach dem anderen erschlägt.

Diese novellenartigen Märchen stoßen sehr selten in den Bereich des Überweltlichen vor. Sie sind dem Diesseits verhaftet, aber durch den Ernst ihrer Haltung, der den meisten von ihnen eignet, und durch ihren eigentlichen, dem mythischen Märchen entsprechenden Aufbau völlig von den Schwänken geschieden, die ganz dem Alltag angehören, sich wohl zu Schwankketten aneinanderreihen können, kaum je über die Einzügigkeit hinauskommen und sich fast nie in ihrem Aufbau der charakteristischen Märchenform nähern. — Bevor ich einige kurze Worte über sie sage, erwähne ich noch eine Gruppe volkstümlicher Erzählungen, die wohl an den Gestalten der mythischen Welt Anteil haben, diese aber durchaus nicht mehr ernst nehmen, vielmehr ein scherhaftes Spiel mit ihnen treiben. Es sind die Geschichten von dummen Teufeln oder Riesen; nur der übernatürliche Grundcharakter dieser immer wieder überlisteten, geschädigten, erschreckten oder eingeschüchterten Gegner gibt das Merkmal, das sie vom eigentlichen Schwänke unterscheidet. Aus der überströmenden Fülle dieser Erzählungen sei ein besonders motivreicher Typ hervorgehoben: mit dem dummen Teufel oder Riesen wird ein Dienstvertrag geschlossen, der dem, der zornig wird, empfindliche Strafe zuweist. Der listige Mensch fügt nun seinem Dienstherrn

*) Hier handelt es sich um eine sehr alte und weitverzweigte Märchengruppe, — auf germanischem Boden u. a. bezeugt durch die altsländische Erzählung von der klugen Uslaug (Ragnarssaga Lodbrokar).

auf die abgesiemteste Art mannigfachen Schaden zu. Dieser gerät endlich in Wut, und muß, seinem Vertrag entsprechend, sich Riesen aus der Haut schneiden lassen oder erdulden, was sonst vorgesehen ist. An die Stelle der Riesen oder Teufel tritt bezeichnenderweise in diesen Geschichten häufig schon ein Bauer oder Gutsherr. — Beachtung verdient das Vorkommen der aus Homer bekannten Blendung des einäugigen Riesen und der Selbstgetan- oder Niemand-Episode in den hierher gehörenden ost- und westpreußischen Märchen.

Die Schwänke haben — wie angedeutet — mit dem eigentlichen Märchen nichts mehr gemein. Ihre Uebertreibung und Verzerrungen kennzeichnen sie deutlich als bewußte Dichtung, spielerisch erfunden, um Stunden oder Augenblicke froher Geselligkeit zu würzen. Hermann Galbach nennt in seiner prächtigen, leider noch ungedruckten Arbeit „Aus dem Märchen- und Schwankschatz eines masurischen Dorfes“ folgende Anlässe, die das Erzählen von Schwänken und heiteren Märchen bewirkt haben: Zusammenkünfte beim Gemeindevorsteher, geselliges Sitzen um den warmen Ofen, Feierabendruhe auf der Hausbank an schönen Sommertagen, Mittagessen im Familienkreis, Muße beim Viehhüten, Arbeitspausen beim Dungladen, beim Wiesenmähen, Holzhacken oder Dreschen, Warten in der Dorfschmiede, Abschluß einer Jahrmarktsfahrt.

Die Helden der Schwänke können einzelne sowie dörfliche oder städtische Gemeinschaften sein. Diese „Schildbürgerschwänke“ heften sich im deutschen Nordosten an die Tuschkauer, Dannhäuser, Dombrowker, Mühlhäuser, Domnauer, Billkaller, Treuburger, Goldaper usw. Zahlreiche Schwänke erzählen von Ehepaaren, von denen entweder beide Gatten einander nichts an Einfalt nachgeben, oder von denen der Mann durch überlegene Klugheit die Narrheit der Frau wieder gut zu machen weiß. In den Schwänken mit Einzelhelden sind selten Frauen die Hauptpersonen. Häufiger tritt uns der „schlaue Mann“ entgegen, und die Mehrzahl der Geschichten, in denen Bauern, Soldaten, Knechte und Landstreicher über ihre Gegenspieler triumphieren, könnte „List und Leichtgläubigkeit“ überschrieben werden. „Glück durch Zufall“ ist ein anderes beliebtes, mannigfach abgewandeltes Thema, und der „Dummkopf“, das Gegenspiel des „schlauen Mannes“, bezieht nicht selten Prügel über Prügel, aber oft genug schlägt ihn seine Dummheit wie diesem sein Mutterwitz zum Segen aus.

Luigemärchen haben ihre Freude an der Häufung phantastischer Unmöglichkeiten, und Nekromärchen leben von der Erweckung hingebener Märchenspannung und ihrer Enttäuschung durch einen unerwarteten Abschluß. Unter jenen spielen Jagdgeschichte, Lügenwettkämpfe und Geschichten vom großen Tier oder noch häufiger vom großen Gegenstande eine wichtige Rolle. Diese, die keine Märchen mehr, sondern Märchenparodien sind, weisen in Prosa und Versen grobe und anmutige Gebilde auf. Für alle muß auf mein Verzeichnis der ost- und westpreußischen Märchen und Schwänke verwiesen werden, da der Raum es nicht gestattet, Beispiele zu geben.

Im Bereich der schlechtweg Sagen genannten Volkserzählungen mischt sich Geglaubtes mit Gewußtem und Spielerisch-Erfundenem. Fast unmöglich ist es, hier den mythischen und den dämonischen Bereich auseinander zu halten; und auch ursprünglich Geglaubtes wird heute oft nur noch um der zeittürzenden Unterhaltung willen weitergegeben. Spülgeschichten von Toten und Maresagen z. B. werden erzählt, weil man sich dabei so angenehm „gruseln“ kann. — Der gehemnisvolle Lebende tritt uns als der Zauberfundi, der Teufelsbündler und der Andersgeartete und Kranke gegenüber. Der Zauberfundi erscheint in den Sagen als Schädiger von Leben, Gesundheit und Habe seines Nächsten, ja, wenn seine Bosheit kein Be-tätigungs-feld bei anderen findet, muß sie sich auf ihn selbst und seinen eigenen Besitz richten. Er vermag durch Zauberformeln Menschen zu töten, sie unter die Erde und ins Wasser, in Baum und Stein zu verwünschen; er kann Gesundheitsschädigung bewirken, Willens- und Liebeszwang ausüben und Vieh, Geräte, Feldfrüchte und sonstiges Eigentum verderben. Er begegnet uns in anderen Sagen als Wettier (Werwolf usw.) und Vermummter (Maskenträger). Er kann seine Künste ohne Bosheit gegen andere nur zum Schuh seiner selbst oder gar zum Besten der Mitmenschen ausüben, denen er gegen Hexerei, tierische Schädlinge, Diebe und Feuer (Feuerreiter!) hilft. Er kann sich weiter als Totenbe-



Hermann Sudermann

schwörer, als Entzauberer versunkener Schäze und Glocken, als Ausüber geheimnis-umwitterter Berufe und Schöpfer von Zauberwerken (Schmied, Müller Schäfer — Baukünstler, Maler, Bildhauer — Feldherr, Räuber — Arzt, Gelehrter Geistlicher) zeigen. — Nur auf eine der hierher gehörenden Sagengruppen sei mit kurzen Worten eingegangen. Auf unsere Werwölfe fällt durch die Erforschung der kultischen Geheimbünde der Germanen (Lili, Weiser, Otto Höfler u. a.) neues Licht. Viele von ihnen sind (ähnlich wie Sagen von der wilden Jagd) ursprünglich Berichte vom Tun und Treiben in Tiermasken gekleideter Jungmänner oder Krieger (Völkerkrieger!) gewesen. Die altschwedische Bronzeplatte von Torslunda auf Öland mit ihrer Darstellung eines nordischen „Dämonenkriegers“ mit Wolfskopf und Fellkittel, an dem ein Tierschwanz hängt, die Schwertscheide von Gutenstein bei Sigmaringen, die entsprechenden Darstellungen der Nürnberger Schembartbücher sind uns hier willkommene Wegweiser zu neuem Verständnis heidnischer Sagen. — Teufelsbündler erscheinen in unseren Ueberlieferungen als Hexen und Hexenmeister, als Freimaurer, Freischützen und Freitüchter. Doch ist das eingangs über den Teufel in unseren Volksüberlieferungen Gesagte nicht aus dem Auge zu verlieren. — Andersgeartete und Kranke begegnen uns in Maresagen, die aus dem Erlebnis des Alpträums und des erotischen Lusttraumes immer neu geboren werden können, in Sagen von Doppelgängern, Geisterschern, Totenträgern und Besessenen.

Dem geheimnisvollen Lebenden gesellt sich in unseren Sagen der gehemnisvolle Tote. Wir hören von Vorzeichen und Ahnungen, die den Tod ankündigen, von den seltsamen Vorgabenheiten in der Sterbestunde, von dem merkwürdigen Leben,



Max Halbe

das der Tote (der „lebende Leichnam“) im Sarge und sogar noch im Grabe führt, von den Gemeinschaften der Verstorbenen auf den Friedhöfen, ihren Andachten und den Erlebnissen Lebendiger dabei, wie von Toten-Frei-Tagen, die ihnen z. B. in heiligen Fastnächten Rückkehr an ihnen liebe und teure Stütten gestatten. Der „Wiedergänger“ kann eine weitere hierher gehörende Sagengruppe überschreiben werden. Fehlerhaft begrabene, bestohlene und bekleidete, zu Tanz oder Gast geladene Tote vermögen ebenso zu erscheinen wie Verstorbene, die durch übergroße Liebe oder noch nicht voll erfüllte Pflichten an Angehörige gebunden sind. Da kehren etwa tote Mütter zurück und säugen ihr hilfloses Kindlein, da fährt ein Rästloser in seinem gewohnten Tagewerk fort, und ein anderer vollendet die unterbrochene Arbeit, die nur er bewältigen kann. Auch Unversöhnte erscheinen erschreckend und mahnend, wie auch Versäumnisse nach dem Tode gutgemacht, Verächtisse erfüllt werden. — Den Geschichten von Wiederauflebenden (Motiv: Ringräuber in der Totengruf) gesellen sich solche von Blutsaugern (Vampiren), die ganze Reihen von Unverwandten ins Grab nachziehen, bis irgend ein Beherzter ihrem Treiben ein Ziel setzt, und Geschichten von den ihnen nahe verwandten Seuchen-dämonen.

Schweißende und Wechselgestaltige nennen Franz Hempler und ich*) die in Menschen-, Tier- oder Dinggestalt erscheinenden Selbstmörder, Verunglückten, Gefallenen, Ermordeten, ungetauft Verstorbenen, die sich an Wassern, Brücken, Kreuzwegen, im Walde und im Winde wie auch als Irrlichter zeigen. Da berichten unsere Sagen, wie Menschen das Dasein und das Verhalten dieser Spukgestalten zueinander, vor allem aber zu den Lebenden beobachten, wie die Schweißenden und Wechselgestaltigen ihm feindlich sind, ihn töten oder verleghen, ihm aufhocken oder sein Eigentum beschädigen; wie sie menschliche Uebergriffe abwehren; vom Menschen besiegt, geprellt, vertrieben werden, wie sie und der Mensch sich wechselseitige Gefälligkeiten erweisen; wie sie im Dienst des Menschen oder in dem höheren Gewalten stehen, oder wie sie erlöst werden können.

Auch die Sagen von der wilden Jagd gehören in den Rahmen der Volkserzählungen von geheimnisvollen Toten. Sie weisen

auf die uralten Zusammenhänge hin, die die kultischen Geheimbünde der Germanen mit den Toten, mit den Ahnen verbanden. Als germanisches Brauchtum nur noch in halb- oder nicht verstandenen Spätformen (Schembartlaufen, Perchtenumzügen usw.) lebendig war, zogen immer noch ekstatische Männerbünde als wilde Jagd durch das lange schon christlich gewordene Land, und noch heute leben Reste davon oder Erinnerungen daran, so daß viele der Wilden-Jagd-Sagen sich zwanglos als Berichte von diesen kultischen Umzügen deuten lassen. Unsere ostpreußischen Sagen erzählen vom Nahen und Vorbeiziehen des wilden Heeres und den Erlebnissen erschreckter, vorwitziger und törichter Menschen dabei, vom wilden Jäger und dem Waldfräulein, von den Hunden und den Gaben (Pferdeleuken u. a.) des Führers, von der wilden Jagd im Dienste sittlicher Gewalten und — von der Erlösung des wilden Jägers.

Verwünschte und Verwandelter in Schlossberg und Schlosszee treten in unseren Sagen besonders häufig da auf, wo später die Wissenschaft des Spatens ur- und frühgeschichtliche Siedlungen und Begräbnisstätten erwiesen hat. Durch Jahrtausende hindurch hat sich oft die Kunde von den Zeugen rätselvoller Vergangenheit erhalten und in Sagen von Erlösung heischenden Schloßfräulein, von schlafenden Königen, von Feste feiernden, Schäze hütenden, in bestimmten Nächten tanzenden oder sonstwie ihr geheimnisvolles Leben offenbarenden Wesen Gestalt gefunden. Auch diese „Verwünschten“ oder „Verandelten“ werden in ihrem Leben und Treiben beaufsicht, auch sie treten dem Menschen als Feind oder Freund gegenüber, auch sie können besiegt, geprellt, vertrieben, vor allem aber „erlöst“ werden, und so berichten denn zahlreiche Sagen von meist missglückten Versuchen, ihr Schicksal zu wenden.

In Haus, Schiff, Bergwerk und Feld, in Meer, See, Fluss und Bruch treiben örtlich gebundene menschen- und tiergestaltige Mächte („Wichte“) ihr Wesen. Es sind Alf und Kobold, Unterirdische und Bergwerksgeister, Laumen und Feldgeister, seltsame Dorf- und Feldtiere und die Wasserleute aller Art: Wassermann, Topich, Seejungfer, Wunschpferd und andere rätselhafte Wassertiere. In einzelnen Gegenden unserer Heimat sind Sagen von den Unterirdischen besonders zahl- und motivreich; doch ist es bezeichnend, daß gerade von ihnen erzählt wird, sie seien „utgelohnt“, vertrieben, abgewandert.

Diesen örtlich gebundenen menschen- und tiergestaltigen Mächten gesellen sich die schwiefenden Mächtigen, deren Reich Wald und Luft sind. Von den Sturm- und Gewitter-Mächtigen (ich vermeide den Namen Dämon, weil diese Weien mehr an arische Gottheiten als an den vorderasiatischen Dämon Dingir gemahnen), berichten bisher meist übersehene Sagen, um deren Aufzeichnung sich Franz Hempler verdient gemacht hat. Die Gewitter-Mächtigen erscheinen in diesen Ueberlieferungen vielfach als Feinde von Wichten und Teufeln.

Die Gestalt des Teufels ist erst mit dem Christentum zu den germanischen und baltischen Völkern und damit auch in die deutsche Nordostmark gekommen. Alles Böse, was sonst verschiedenen Mächten und Gestalten zugeschrieben wurde, zog nun der Teufel samt seinen Gesellen auf sich. Aber sein Wesen wurde damit grundlegend geändert. Er ist eine lächerliche Figur geworden, und seine Versuche — als Gegenspieler Gottes — den Menschen zu Unzucht, Tanz (den frommeinder Eifer verpönt), Trunk Spiel, Hartherzigkeit, Fluchen zu verführen, scheitern meist ebenso wie seine Bemühungen, Gotteshäuser oder gemeinnützige Bauten (Brücken u. a.) im Entstehen zu hemmen oder zu zerstören, Leben, Gesundheit und Eigentum „frommer“ Menschen zu schädigen. Immer wieder wird er in unseren Sagen besiegt, geprellt, vertrieben, ja, es kommt soweit, daß er wie ein Arbeitstier in den Dienst von Menschen gespannt wird, ohne an ihnen Anteil zu gewinnen. Dass Gewitter-Mächtige und Teufel erklärte Feinde und die letzten den ersten unterlegen sind, ist schon erwähnt und ein recht bezeichnender Zug unserer Sagen.

Den christlichen Legenden sich nähernde Sagen von Gottlichem und Heiligem wissen von der heiligen Dreifaltigkeit, von der Gottesmutter, dem Heiland, den Aposteln, von Heiligen und Seligen, von Sündern und Büßern zu erzählen, wie sie auch das christliche Jahr und seine Feiern begleiten.

Natur und Kultur im Spiegel der Sage können die Volksüberlieferungen überschrieben werden, die nur zum ge-

*) Wir bereiten die Herausgabe eines vierbändigen ostpreußischen Sagenschatzes vor.

ringsten Teil im Ueberweltlichen, meist im Diesseitigen wurzelt, die also anders gesagt, mehr von Gewußtem als von Geglauftem berichten, nicht selten auch Spielerisch-Erfundenes weitergeben. Naturfagen erzählen von der Schöpfung und ihren Wundern, von bestimmten Pflanzen, Tieren und Naturerscheinungen verschiedener Art. — Geschichtliche Sagen sind, im Grunde genommen, ein Widerspruch in sich selbst, da die Ueberlieferungswelt zeitlos, geschichtslos ist, was durch die Tatsache, daß Kunde durch Jahrtausende fortgegeben wird, nicht widerlegt, sondern bestätigt wird. Denn diese Kunde hat nichts mit der Absezung von Zeiträumen gegeneinander, mit ihrer Ordnung und Reihung, mit ihrer Einschätzung als nächste, fernere und fernste Vergangenheit zu tun. „Die geschichtliche Welt“, sagt Spieß, „bietet eine Abfolge von Verschiedenem, die Ueberlieferungswelt ein Nebeneinander von Gleichartigem.“ Vom alten Fritz und den diebischen Soldaten erzählen ostpreußische Sagen das gleiche wie das Mittelalter von Karl und Elegast. Finden wir trotzdem in unseren Sagenbüchern Sagen, die in historischem Ablauf von der Pruzzenzeit zur Gegenwart führen, so liegt hier Schriftstellerarbeit vor, die ohne Rücksicht auf das Leben des Erzählgutes im Volksmunde tote Chroniküberlieferung, also Schriftgut gelehrter Autoren, wirklichem Saggut geißelt. Selbstverständlich sind auch diese „Chronitägen“ nicht ohne Wert. Was bei uns die Dusburg, Lukas David, Simon Grunau, Kaspar Hennenberger u. a. berichten, entstammt einer den in diesen Geschichten erwähnten oder umspielen Ereignissen jeweils nahen Zeit, und in manchen wird die historische Atemluft — etwa der Ordenszeit — fast handgreiflich fühlbar. So spüren wir in Sagen wie „Der St. Marienritter“, „Das Staujhemde“, „Das Totenglöcklein“, „Volrad Mirabilis“ den Geist einer an schwärmischer Glaubensinbrunst, rührender Treue und opferbereiter Hingabe wie an nackter Selbstsucht und an blutigen Freveln reichen Kampfeszeit.*). Und namentlich die „Struter“, die „Rüuberchen“, kühne Parteigänger des Ordens, sind in der Tat die Helden von allerlei Sagen geworden, die man sich einst in den Ordensburgen und in den Schankstätten der Siedler erzählte. Doch seit Jahrhunderten schon sind diese Geschichten dem Volksgedächtnis völlig entchwunden. — Und vor der Ueberschätzung mancher dieser Sagengruppen muß geradezu gewarnt werden! was z. B. von den Pruzzen, was von ihren Göttern und Gottesdiensten erzählt wird, ist aus dem Blickwinkel des dem Volle Fremden,

des feindlichen Christenpriesters gesehen. Und bei Berichten über Ereignisse aus der letzten Ordenszeit führt manchen Chronisten Ordensfeindlichkeit und Polenfeindlichkeit die Feder (vgl. z. B. die in Krollmanns „Inselsbüchlein“ übernommenen Geschichten Nr. 47 und 52.) Trotzdem wird — wie gesagt — eine besonnene Auswahl der Erzählungen von noch oder einst Gewußtem von Riesen und Heiden, von der Bekehrung der Pruzzen, von Rittern und Helden, von Bauern und Bürgern, von Kriegen und Obrigkeit, von Gegenwartsnot und Zukunftshoffnung namentlich für die Schule von Wert sein. — Wie zu bestimmten Zeiten altes Saggut wieder zu neuem, Gegenwart bezogenem Leben erwacht, zeigen deutlich je ein Beispiel aus Ostpreußens Russennot am Beginn des Weltkrieges und aus der Nachkriegszeit mit ihrem unsagbaren Elend. 1914 tauchte an verschiedenen ostpreußischen Orten die Sage vom grauen Männlein auf, das dem Wachter befiehlt, dreizehn zu pfleben, und ihm schließlich drei Särge — den einen leer, den zweiten blut-, den dritten wassergesättigt zeigt. Sie werden als das ausgeraubte Heimatland, die erschlagenen Menschen und die Tränenströme der Ueberlebenden gedeutet. Und 1921 gewann die alte Sage von dem in den Goldbergen bei Neidenburg schlafenden König, der — wenn die Zeit erfüllt und das Volk durch Sinneswandlung reif geworden ist — mit seinen Schähen hervorkommen und alle Not durch Bezahlung der Kriegskosten wenden soll, so starkes Leben, daß von der jüdischen Verleger Asphaltresse nach Mischaken geschickte Verlegerstatter von „Massenwahn in Maschken“ schreiben konnten.

Von der Gründung, den Namen, die Wappen und Besonderheiten der Dörfer und Städte, der Kirchen und Klöster, erzählen meist Spielerisch-Erfundene Geschichten, von denen manche nie im Volksmunde, sondern nur in der Phantasie der Schreiber von Stadt- und Schulchroniken gelebt haben. Unmutiges und Läppisches, Wichtiges und Bedeutungsloses, geht hier nebeneinander her. Sie gleiten nicht selten in Eulenspiegelen und Schildbürgerstücklein, also in die Bereiche des Schwankes hinüber, und runden so den Kranz, in dem Märchen, Schwänke und Sagen sich mannigfach verknüpfen und verschlechten.

(Ein zweiter Aufsatz wird das der ostpreußischen Volksdichtung angehörende Rätsel- und Reim-, Sing- und Spielgut behandeln.)

Ostpreußen lebt in seinen Dichtern

Ein Ueberblick über die zeitgenössische Dichtung Ostpreußens / Von Dr. Wolfgang Herrmann.

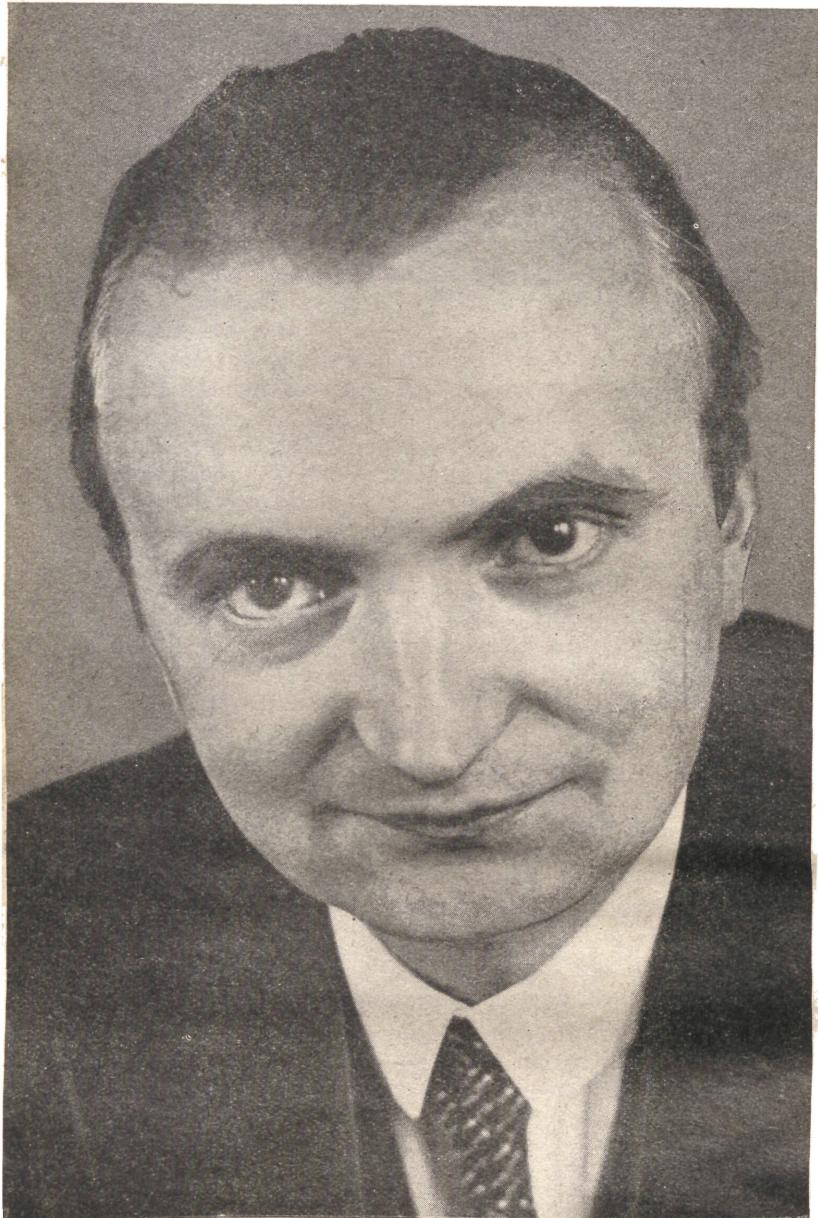
Als zu Beginn unseres Jahrhunderts die sogenannte Heimatkunstbewegung der „literarischen Vorherrschaft Berlins“ den Kampf ansagte und sich um die Wiedererweckung stammhafter und heimatgefundener Erzählinstanz bemühte, da brauchte sie vor ostpreußischen Dichtung nicht viel Neues zu sagen. Denn die „Entdeckung der Provinz“, wie sie Adolf Bartels und Friedrich Lienhard forderten, verstand sich in Ostpreußen von selbst, und der neuen Bewegung blieb darum in der Nordostmark nur übrig, das programmatisch zu benennen und zu belegen, was tatsächlich schon aus eigenem Antrieb gewachsen und vorhanden war. Mit Arno Holz und Hermann Sudermann, mit Max Halbe und der aufstrebenden Agnes Wiegels als repräsentativen Dichtern bot das Preußenland das damals seltene Schauspiel, daß durchaus gleichartige und einheitliche Gedanken und Haltungen, die vordem in der Geistesgeschichte Preußens schon des öfteren bezeugt waren, in Saz und Gegensatz und ausgleichendem Uebergang einen neuen Abschnitt deutscher Geistigkeit einleiteten. Die unmittelbare Gegenwart von heute ist nicht zu verstehen ohne das Vorbild dieser vier bedeutenden Namen, die um die Jahrhundertwende die neue Ära ostpreußischer Dichtung eröffneten. In ihren Gemeinsamkeiten und Gegensätzen finden wir ein gut Teil der Unterschiede und des Einklangs des lebenden ostpreußischen Dichtergeschlechts. Wenn wir hier von solchen Zusammenhängen sprechen, so meinen wir nicht irgendwelche Beeinflussung und äußere Ähnlichkeit, sondern wir erkennen die allgemeinen Wesenszüge und die gestalten-

den Kräfte von Rasse und Landschaft, die in immer neuen und uralten geistigen Offenbarungen und Verwandlungen um Ausdruck ringen.

Der Rastenburger Arno Holz (1863—1929) ist in seiner geschichtlichen Stellung als leidenschaftlicher Erneuerer, Umpflüger und Anreger der deutschen Literatur vergleichbar nur seinem Landsmann Gottsched, der ähnlich wie jener für sein Jahrhundert den Anspruch einer allgemein gültigen Kunstlehre erhob, ohne jedoch selber schöpferisch zu sein. Wertet man dagegen Holz als Stil- und Verskünstler und als selbständigen Gestalter des Wortes, so ahnt man, warum Radler ihn nach Erscheinung und geschichtlicher Stellung zwischen Gottsched und Hamann gestellt hat. Mit Hamann verbindet Holz die Magie des Wortes, der Bilderreichtum der Sprache und vielleicht auch das Prophetenschicksal, bei den Zeitgenossen verkannt zu bleiben. Wenn Holz' Dichtung heute nicht volksnahe ist, so bleibt das eine Schuld, die abzutragen Verpflichtung sein sollte. Sein gewaltiges lyrisches Werk „Phantasmus“ ist von fast faustischem Ausmaß und sein Gedichtkreis „Daphnis“ strahlt barocken Zauber und Uebermut. Diese Werke sind ebenso wie sein groteskes Dämonenspiel „Die Blechschmiede“ Zeugnisse eines urwüchsigen Kunsttriebes. Sie weisen Holz als eine Erscheinung der ostdeutschen Romantik aus.

Wie zeitgebunden und bedingt durch die dichterischen Strömungen der Jahrhundertwende erscheint uns dagegen Holz' realistischer Zeitgenosse Hermann Sudermann (1857—1928) aus Mähren bei Heydrich im heute abgetretenen Memelland. Seine Dramen, die die bürgerlichen Probleme seiner Generation natura-

*) Vgl. mein Buch „Sage und Sitte im Deutschen Lande“. Breslau: Hirz.



Martin Borrman

listisch und effektvoll zum Gegenstand nehmen, waren einst ein Welterfolg. Heute sind sie überwunden. Nur seine Erzählungen und Romane, die schlicht und absichtslos die Menschen seiner Heimat schildern, eröffneten eine ganze Epoche deutscher Prosa und gaben schon vor Frenssen, Bartels und Lienhard beste Heimatkunst, lange bevor dieser Begriff Programm wurde. Aus seinem frühesten und aus seinem letzten bedeutenden Prosawerk, aus „Frau Sorge“ (1887) und den „Litauischen Geschichten“ (1917) spricht die unverbildete Kraft des Fabulierens und der bodenständigen Wirklichkeitsdichtung, die einem eigenen Stil Bahn brach und sehr schnell breiteste Volkstümlichkeit erwarb. Sudermanns Erzählungen und sein autobiographisches „Bilderbuch einer Jugend“ erlangten die damals höchste Auflagenziffer neben Frenssens „Jörn Uhl“. Weder vorher noch nachher hat ein ostpreußischer Dichter die realistische Volksnähe und einen so weiten Leserkreis wie Sudermann erreicht.

War Sudermann Volkserzähler, so der westpreußische Dichter Mag. Halbe Impressionist und Stimmungskünstler. Auch Halbe (geb. 1865 in Guettland im Weichselgau) gab sein Bestes da, wo er der Heimat verwurzelt war, er versuchte sich immer wieder im Drama, ohne den Erfolg seines Frühwerks „Jugend“ noch einmal zu erreichen. Sein bedeutendster Roman „Die Tat des Dietrich Stobäus“ erinnert in seiner sturrilen und phantastischen Art an E. Th. A. Hoffmann. Am stärksten in der Charakterzeichnung bleibt aus Halbes Novellenbänden die tragische Dorfgeschichte „Frau Meseck“. Weit ausdröhlend und in satten Farben erzählt seine Jugendgeschichte, die 1933 unter dem charakteristischen Titel

„Scholle und Schickhal“ herauskam, westpreußisches und akademisches Leben vor 1900. Der soeben unter dem Titel „Jahrhundertwende“ erschienene zweite Teil dieser schönen Lebensgeschichte zeichnet Halbes dichterische Entwicklung bis zum Weltkriege auf. Wie der erste Band atmet auch dieser zweite Teil die große Wärme epischer Breite, hinter dem persönlichen Schicksal ersteht die geistige Welt jener Jahre, die die junge Generation von heute zu überwinden sucht. Es bleibt zu wünschen, daß es dem greisen Dichter, der eben das biblische Alter erreicht hat, gelingt, noch den dritten Teil zu vollenden. Der unerschöpfliche Nährboden alles dichterischen Schaffens ist für Halbe das Leid der Erde und der Menschen. Diese Haltung zeugt am stärksten für sein deutsches BlutErbe, zu dem er sich immer stolz bekannt hat. Das Weichselland ist in fast allen seinen Werken der landschaftliche Hintergrund. Er selber sagt: „Ließland und Meer haben ihnen leitmotivisch ihre eigentliche Farbe gegeben“. Die Stimmung dieser Landschaft und das Hellebunt alßürgerlicher Romantik verleihen dem Werk Halbes den warmen impressionistischen Ton.

Die größte aller Lebenden bleibt Agnes Miegel. Vergleichbar nur dem von ihr selbst gezeichneten Bild der Patrona Borussiae, so steht sie als leibhaftig gewordenes Sinnbild ihres Landes und Volkes mitten unter uns „als die blonde Mutter, der dies Land gehört zu Lehn und Eigen“. Aus traumhaftem Bluterinnern erwuchs in ihren Balladen und den „Geschichten aus Altpreußen“ großartig visionär die geheimnisvoll tausendjährige Begegnung slawischen und christlich-germanischen Wesens in der Nordostmark. Keiner wurzelt so wie sie in dem ewigen Ursprung des Landes, in Märchen und Sage, Glauben und Erinnern, Geschichte und Leben. Wie eine Völuspa der altgermanischen Dichtung sang sie die unsterblichen Taten des Ordens und seiner Hochmeister und die Tapferkeit des untergehenden Pruzzenvolkes. „Die Fahrt der sieben Ordensbrüder“ zumal ist in der grauenwollen Entgegensezung altpreußisch-heidnischen Kultes und deutschen Rittertums von ganz überwältigender Kraft. In Miegels Heimat- und Jugenderinnerungen „Kinderland“ lebt ihre Vaterstadt Königsberg und ihre Lieder bejingen die Schönheit des ostpreußischen Landes. Wodurch Agnes Miegel alle ihre Landsleute übertragt und was sie zur dichterischen Repräsentantin des deutschen Nordostens macht, das ist die gewachsene Einheit von Inhalt und Form ihres Werkes, ihr östlicher Gefühlsreichtum, der gebändigt und bewegt bleibt durch die Sicherheit des Stils und die edle Plastik des Ausdrucks. Nur wenige Dichter sind so begnadet wie sie.

*

Es ist ein Beweis für die geistige Spannweite der Urzelle des Preußentums, daß das Land Kants und des kategorischen Imperativs zugleich der Ausgangspunkt der ostdeutschen Romantik gewesen ist. Seit Nödler ist dieser Begriff uns geläufig geworden. Die Linie, die bei E. Th. Hoffmann und Zacharias Werner begann, führt weiter über Arno Holz bis zur Gegenwart.

Unter den ostpreußischen Romantikern unserer Generation nennen wir zuerst ihre reichste, aber auch extremste und abseitigste Begabung, den Dichter Alfred Brust, der 1934, 43jährig, in Cranz verstorben ist. Sein Dichterreich ist nicht von dieser Welt, sondern hat ihre Wurzeln in den Abgründen des Lebens und reicht hinüber in die Bezirke des Jenseits. Die Vermengung des Wirklichen mit dem Unwirklichen, die Ueberhöhung schwelender Sinnlichkeit durch Uebersinnliches läßt uns seine Werke oft fremd und heute sogar feindlich erscheinen. In Brusts Doppelnatur sind alle Grenzen aufgehoben. Die vom gesunden Menschen als natürlich empfundenen Gegensätze zwischen Gut und Böse, Himmel und Hölle, Kain und Abel, Wissen und Geheimnis sind verwischt und aufgelöst in einem großen Gefühlsstrom, der dichterisch rein empfunden ist, aber ethisch unverständlich bleibt. Brust gleich darin dem Schlesier Arnold Ulitz. Wie dieser begann er mit Gedichten und Dramen, in denen Beachtliches und Abzulehnendes unmittelbar nebeneinander steht: Die zarte Nahrungslegende vom „Singen den Fisch“ und die düsterne dramatische Trilogie „Toltening“. Sein episches Werk ist reicher, aber noch fragwürdiger. In ihm geistern Geheimnisse alter östlicher Mystik, es dämmert eine urtümliche heidnische Welt auf, die der Dichter die prußische nennt. Sein erster und bekanntester Roman ist „Die verlorene Erde“. In ihm wird der Untergang eines prußischen Adelsgeschlechts gestaltet. Mythische Urkräfte werden Gegenwart, und die Verwir-

rung der Leidenschaften und Triebe zeigt uns Menschen, die das Gefühl für kosmisches Gleichgewicht verloren haben. Ganz eigenständlich ist die jüdisch-christliche Zielrichtung des Buches: Das chassidische Judentum soll die Erlösung bringen. Dieser Philosophismus ist für Brust bezeichnend. Darum wird sein Werk vom Nationalsozialismus abgelehnt. Eine gewisse Bedeutung behält lediglich seine geschichtliche Schau des Pruzzentums. Sie kommt in der „Verlorenen Erde“ am stärksten zum Ausdruck: die Verschmelzung der beiden geistigen Hauptströme, von denen Ostpreußen durchdrungen wurde, des prußischen Bluterbes aus dem Osten und des deutschen Einschlags aus dem Westen, ist zwar nicht gestaltet, aber erfüllt. Neben der phantastischen Größe und Naturnähe der „Verlorenen Erde“ verbllassen die kleinen Erzählungen „Der Lächler von Dünnersholm“ sowie Brusts letzter Roman, „Eisbrand“. Auch die schön und zart ansekende und nur zum Schluss abgleitende Geschichte einer jungen Liebe „Tut und Tula“ bleibt schwach und nicht ohne Kampf. Letzen Endes hält die Problematik von Brusts Doppelnatur das Uebergewicht über seine starke und ursprüngliche Begebung, die Dämonie und ausschweifende Phantastik seiner Gesichter verharrt in der unfruchtbaren Spannung und im ungelösten Widerspruch zu seiner nahen Beziehung zur Natur und zur Verwurzelung in der Heimat.

Der Name Ernst Wiechert hat in Ostpreußen und besonders in der ostpreußischen Erzieherschaft nicht überall den besten Klara, aber Ernst Wiechert als Dichter gilt viel im Reich. Sein dichterisches Wesen ähnelt in manchem dem Brusts. Auch er verfügt über eine Sinnlichkeit und Formschönheit der Sprache, wie wir sie im modernen Schrifttum kaum noch finden. Auch er hält sich nicht bei äußeren Schicksalen auf, sondern sucht das Wesen der Welt im Sinnbild hinter den Dingen und jenseits der Wirklichkeit. Und auch bei ihm bleibt vieles in magischen Dunkelheiten, in undeutschen Weltschmerz und künstlicher Mythologisierung stecken. Wiechert wurde 1887 im Forsthause Kleinort im Kreise Sensburg geboren. Für ihn ist der Sack bezeichnend, das am Anfang seines Lebens der Wald war. Der ostpreußische Wald, dessen Weite und Stille und urhafte Unergründlichkeit das Thema vieler seiner Bücher ist. Wir denken da an die Romane „Der Wald“, „Die blauen Schwingen“, „Der Knecht Gottes Andreas Röland“ und „Die Majorin“, seine stärkste und tiefste Dichtung. Autobiographischen Charakter besitzen die Kindheitsgeschichte „Die kleine Passion“, die Kriegsdichtung „Jedermann“ und die trübe Erzählung eines Schülervolstümordes „Geschichte eines Knaben“. Wichtig sind schließlich die eben erschienene „Hirtennovelle“ und „Die Maad des Jürgen Doskocil“, jener ostpreußischer Fährmannsroman, der ausgezeichnet wurde mit dem erstmalig verliehenen Volkspreis der Wilhelm-Raabe-Stiftung, „wegen seines hohen Bekennnisses zu Arbeit und Treue, seiner menschlichen Reinheit, seiner dichterischen Kraft und künstlerischen Vollendung“. Die Maad des Jürgen Doskocil bezeichnet in Wiecherts dichterischer Entwicklung eine erfreuliche Wende, an Stelle der zerstreuenden Weichheit und der Wollust des Leidens traten Kraft und Wille zu männlicher Gestaltung und Klarheit. Diese Kräfte spüren wir am deutlichsten in der „Majorin“.

Einen ganz anderen Weg in die Welt nahm Martin Bormann (geboren 1895 in Röbel, wohnhaft in Königsberg). Bormanns frühe Erzählungen „Venus mit dem Orgelspieler“, „Der Don Juan der halben Dinge“ und „Die Misshandlung“ zeugen von hohem formalen und psychologischen Können. Sie sind geladen mit zerstörender Sinnlichkeit, aber die Leuchtkraft und Glut ihrer Sprache ist manchen anderen noch überlegen. Nur gehören ihre Probleme einer vergangenen Zeit an und besitzen heute allenfalls Interesse für literarische Feinschmecker. Dagegen hat auf lange Sicht lebendigen Wert das wunderschöne und große Reisebuch aus Sumatra, „Sundra“. Dieses Werk ist nicht nur von biographischer Bedeutung, denn es bezeugt die Umkehr zum Gesunden und zur Erde, sondern es ist als Reisebeschreibung eines Ostpreußen, dem Herbst von Natur ansteht, von einer tropischen Farbigkeit und Sinnenfreude, die überrascht und beglückt, weil sie künstlerisch vollendet ist.

Ging Martin Bormanns Entwicklung vom Expressionismus zur Gestaltung der Wirklichkeit, so kam Wolf Bauer, der 1887 in Königsberg geboren wurde und als leidenschaftlicher Schriftsteller des expressionistischen Dramas begann, von dieser Kunstrichtung nicht los. Seine „Predigt in Litauen“ versuchte schon

1918 Volkserziehung zum Schauspiel zu verdichten. Das seltsame Schauspiel „Wahnschaffe“ ist zu gedanklich und grüblerisch. Den um 5 Jahre älteren Königsberger Siegfried von der Trenck könnte man einen Weltanschauungs- und Gedankenlyriker nennen. In hymnisch estatischen Versen beschwört er die christlich-hellenistische Welt und die großen geistigen Führer des Abendlandes: Kant, Goethe, Shakespeare, Luther. In „dynamischen Terzinen“ gab Trenck die modernste Danteübersetzung. 1934 erschienen die Sonette „Volk und Führer“, Gedichte für Adolf Hitler.

In der Reihe der Dichter des Unwirklichen und Abgründigen gehört auch eine Frau, die in sich gefehrte Königsbergerin Katharina Botsky. Sie bringt in die Tiefen der menschlichen Seele und bannt, dem Vitalen abgewandt, die Nachteile des Lebens. Ihre Romane sind fast unbekannt, von ihren Novellen fanden die düster gestimten Erzählungen „Schafe auf dunklen Weiden“ am meisten Beachtung. An Schärfe des Gedankens tut es Katharina Botsky ihrem Landsmann Reck Malles eben durchaus gleich, an Präzision des Ausdrucks ist sie ihm überlegen. Reck wurde 1884 auf dem Familiengut Mollezewen geboren, er lebt heute in Oberbayern. Auch er ist im Grunde Romantiker, nur mit einem gehörigen Schuh Weltoffenheit und Weltgewandtheit, ihn interessieren die Kerle und Abenteuerer, die Hoch- und Tiefstapler des Lebens. Dieser merkwürdige Skribent dürfte einem zünftigen Literaturprofessor manches Kopfzerbrechen kosten, wo man ihn unterbringen soll. Recks ungesammelte Werke umfassen die verschiedensten Literaturgattungen: Jugendgeschichten aus dem Kriege, geschichtliche Erzählungen, Novellen, Essays, Aufsätze und Romane. Ja, und seine Verleger (Ullstein, Mosse, Scherl, Levin & Müller) sind alles andere als Geburtsstätten für literarische Genies in Deutschland. Recks Romane („Die Dame aus New York“, „Von Räubern und Henkern und Soldaten“, „Als Stabssoffizier in Russland 1917—1919“, „Bomben auf Monte Carlo“, „Die Siedlung Uni-trust-town“ und „Krach um Panta, eine Geschichte aus Dschungel und Sumpf“) sind nicht für den Spießbürgertum geschrieben. Sie erscheinen schmäler hingehalten, aber das abenteuerlich Exotische, das Bizarre und Paradoxe ist nur die elegante Oberfläche eines hinreißenden Erzählers: Wer Ohren hat zu hören, der vernimmt kassandraische Beschwörungen ob der abendländischen Zivilisationsbrutst.

Walter Harichs geistige Ahnen waren, wie er selber gesagt hat, die drei großen H: Hamann, Herder, Hoffmann. Harich wurde im Drei-Kaisertum in der Herderstadt Mohrungen geboren, er starb schon 1931. Sein Werk galt dem Osten und seiner geistig-politischen Entwicklung. Er gab E. T. A. Hoffmanns Werke, Briefe und Tagebücher heraus und schrieb die Biographien Hoffmanns und Jean Pauls. Seine besten Romane sind die „Pest von Tulemont“, die dichterische Stilisierung des Kriegserlebnisses, und der phantastische Kriminalroman „Angst“ mit dem Problem Schuld und Sühne. Aus dem Nachlass von Harich wurde das Fragment einer groß gedachten Trilogie „Bitowod und Tagiello“ herausgegeben. Es ist ein Bruchstück aus der osteuropäischen Geschichte des 15. Jahrhunderts, die auf der Achse vom Baltischen bis zum Schwarzen Meer lag. Im Vergleich zu den anderen historischen Ostpreußen-Romanen, die wir hier übersehen können, hat Harich diese Epoche unter westgeschichtlichem Aspekt erfaßt.

*
Die realistische Art Max Halbes, die gesättigt ist mit liebenswürdigen Impressionen, ist weitergeführt worden in dem besten Werk des Elbinger Handwerkersohns Paul Fechter. In Fechters Erzählungen lebt die Tradition Hippels. Wir stellen ihn darum hier an den Anfang der Linie realistischer Erzähler, deren Werk über Ostpreußen hinausreicht und gesamtdeutsche Geltung hat. Der heute Fünfundfünzigjährige hat sich in den vergangenen Jahren wesentliche nationale Verdienste erworben: Zu einer Zeit, als das „Berliner Tageblatt“ und die „Frankfurter Zeitung“ das Romanische Café zur Literaturbörse gemacht hatten, trat er neben Bartels und Wesper als tapferster Wortführer des deutschen Gedankens im Schrifttum auf. Seine 1932 erschienene große Darstellung der „Dichtung der Deutschen“ ist die gründlichste und am selbständigen durchgearbeitete volkstümliche Literaturgeschichte für unsere Zeit. Da ein solches Werk die Arbeiten und Gedanken von Jahrzehnten birgt, bleibt es begreiflich, wenn Fechter den Standpunkt der jüngsten Generation nicht mehr berücksichtigen kann. Hier sind bei diesem Buch Abstriche und Ergän-



Walter Harich

zungen zu machen. Trotzdem verdient es die „Dichtung der Deutschen“, daß sie im deutschen Bücherschrank an den Platz von Biese tritt. Wie viele der nach 1870 geborenen Menschen des Ostens wanderte Fechter die Straße ins Reich, und als er nach dem Kriege mit einigen zeitsatirischen Berliner Romanen heraustrat, da schien es, als wäre er zum Märker geworden. Aber auf dem Zenit des Lebens stehend, begann er wie Halbe, Wahrheit und Dichtung seiner Elbinger Jugendzeit aufzuzeichnen. Hier wuchs er zum Dichter. In seinem Lebenroman „Das wartende Land“ wurde seine eigene Jugendgeschichte eins mit der Schönheit und Weite sowie den Menschen und Aufgaben des dünnbesiedelten Landes, das an der Nogat und am Frischen Haff auf Menschen und auf die Wiederkehr seiner geschichtlichen Stunde wartet. Fechters jüngstes ostpreußisches Buch „Die Fahrt nach der Ahnfrau“ gibt einen wehmüdig heiteren Ferienroman. Das Grenzerlebnis, das nach Versailles den gebürtigen Graudenzer Hans Kysler ergriff, wurde zum Ausgangspunkt für zwei seiner nationalen Schauspiele, die auch seine besten sind. „Schicksal um Dorf“ ist ein zeitnahe Führerdrama, das vor der nationalsozialistischen Erhebung entstand. Seine dramatische Spannung ergibt sich aus dem Zwiespalt der Entscheidung von Taurrogen, die den preußischen General vor die Wahl zwischen selbständiger vaterländischer Verantwortung und dem Pflichtgebot und Gehorsam des Soldaten stellte. „Es brennt an der Grenze“ ist ein Schauspiel völkischer Not an der Weichsel. Kyslers jüngste Darstellung „Lebenskampf der Ostmark“ erzählt gedichtete Geschichte, die mit Blut geschrieben ist.

Ein Künstler des geschichtlichen Romans ist der gebürtige Königsberger Gerhard Bohlmann, der der gleichen Generation wie Fechter und Kysler angehört. Er wagte sich in zwei Romanen an große historische Stoffe. „Die silberne Jungfrau“, der Roman der Johanna von Orleans, zeugt von epischer Schönheit und Reife.

1934 erschien Bohlmanns „Diokletian“, der Roman um den spät-römischen Kaiser, der, von Tragik umwittert, den Verfall seines Reiches inmitten der Völkerwanderung und der Ausbreitung des Christentums nur noch aufhalten konnte. Bohlmanns bildereiche und gepflegte Sprache läßt unter den historischen Romanenreisern von heute aufhorchen.

Der Kreis ostpreußischer Autoren, die einen Namen im Reich haben, ist vor ein paar Jahren durch einen Mann bereichert worden, der aus Westfalen zugewandert ist und als Siedler auf sandiger Klitsche im Kreise Bischofsburg sitzt. Der Mann heißt Heinz Kükelhaus und gehört zum Jahrgang 1901. Sein Werk ist aus hartem Holz geschnitten. Der abenteuerliche und tolle „Erdenbruder auf Zackfahrt“ trägt autobiographische Züge, der Erdenbruder entflieht der Fremdenlegion und wird einer der Aktiven des Ruhrkampfes, dafür wandert er ins Buchhaus und geht den „mühsem Weg nach Innen“. In dem Bergarbeiterroman „Armer Teufel“ wird Kükelhaus‘ Hinwendung zur Heimat, zu Arbeit, Ordnung und stillem Dienst deutlich. Die Szenen der 1934 erschienenen ostdeutschen Bauernerzählung „Gott und seine Bauern“ gemahnen an die Kunst des Holzschnittes. Kükelhaus zeigt, daß der Bauer über ein besonderes, ursprüngliches Verhältnis zum Elementaren verfügt. — Auch für den Oberschlesier Alfred Hein, Jahrgang 1894, ist Ostpreußen zum mindesten in dem Bereich des Dichterischen zur Wohlheimat geworden. Hein gehört zu jener Generation, die mit dem Expressionismus begann. Davon zeugt sein schmales Frühwerk: „Die Frauenburger Reise“. Im Chaos der Nachkriegsjahre erwachte in ihm „das Heimweh nach der Front“, es entstanden die Kriegsbücher „Eine Kompanie Soldaten“ und „Die Eroberung des Toten Mann“, Erlebniswerke, die schlicht und selbstverständlich von Kameradschaft und männlicher Haltung aus den Stahlgewittern des Krieges künden und die darum unsere Jungen immer wieder gern lesen. Die Kriegsschicksale eines verkleppten ostpreußischen Mädchens bringt die Jungmädchen geschichte „Annie“. „Über zertrümmerte Brücken vorwärts“ zeichnet packend und ergreifend in kleinen Skizzen die Not, die die Abschmürfung vom Reich brachte. Diese Skizzen dürfen in keiner Schülerbücherei fehlen. „Sturmtrupp Brooks“, Hein’s letztes Werk, schildert eine Frontkameradschaft, die nach dem Krieg in Gemeinschaftsiedlung und politischem Kampf ihre Fortsetzung fand.

Der Name Alfred Karrasch ist durch seinen Zeitroman „Parteigenosse Schmiedecke“ sehr schnell in ganz Deutschland bekannt geworden. In Ostpreußen galt Karrasch schon vorher viel als Heimatdichter und Erzähler unserer besten Nahrungsromane. „Winke, bunter Wimpel“ ist eine künstlerisch schlichte und echte Fischartgeschichte von der Kurischen Nehrung, die in Stimmung und Ton stark volksliedhafte Züge trägt. „Stein, gib Brot“ weist schon auf den Parteigenossen Schmiedecke hin, auch hier ist Einzelschicksal dem Gesamtschicksal verpflichtet, und die Not der Steinfischer auf der Frischen Nehrung schöpft neue Hoffnung aus dem Werden des neuen Deutschlands.

*

Es gibt kaum eine deutsche Landschaft, deren Menschen von einer so starken Heimatliebe und einer so ausgeprägten landschaftlichen Eigenart erfüllt sind, wie gerade in Ostpreußen. Diese erfreuliche Tatsache findet auch in gegenwärtigem Schrifttum angemessenen Ausdruck. Wir beschreiben eine Menge von literarischen Kronzeugen der reinen Heimatkunst im besten handwerklichen Sinne. Der erste Platz unter Ostpreußens Heimatdichtern gebührt heute unstrittig dem 37jährigen Hans-Georg Buchholz. Buchholz kommt aus einer Familie mit preußisch-protestantischer Tradition. Er machte den Krieg mit und lebt jetzt als Lehrer in Masuren. In seinen Erzählungen hat er Gemeinschaftsschicksale gestaltet. „Wir halten die Wacht“ wirkt als Grenzroman aus dem Jahre 1919 etwas gewollt. Weit gelungener ist der Roman der Kurischen Nehrung „Dorf unter der Düne“. Die herbe Schönheit der Landschaft, die harte Lebensnot der Fischer, die auf Gedeih und Verderb zusammenhalten müssen, weil ihr Dorf unter der wandern den Düne sterben muß, ist mit realistischer Kunst und sprachlicher Kraft geschildert. Die Kleinstadtkronik vom „Markt zu Heckenbruch“ zeigt den Gemeinschaftsverfall. Kleinstädtische Enge, Klatschsucht und Bosheit der Mitmenschen beherrschen die Erzählung. Wir vermissen nur einen Schuß des ingrimmigen überlegenen Humors, mit dem Kuzleb in seinem Kleinstadtroman „Morgenluft in Schilda“ solche Tragheit der Herzen niederzwang.

Uhrisch weiche und östliche Töne klingen in dem schmalen Erzählungsband „Anuschka“ an, er enthält Novellen von glücklicher und unglücklicher Liebe. Mit seinen schönen Eingangskapiteln zu den Bildbänden „Zwischen Haff und Meer“ und „Masuren“ hat Buchholz für die beiden beliebtesten ostpreußischen Meiselschaften die hübscheste Einladung geschrieben.

Die Stimmung eben dieser beiden Landschaften hat auch der Königsberger Fritz Kudning, geboren 1888, in seinen Gedichtbänden „Das Wunder am Meer“ und das „Land der tausend Seen“ sinnfällig gemacht. Fritz Malliens nachgelassene Gedichte und Erzählungen wurden von ihm herausgegeben. Unter den jüngsten Nehrungsdichtern verdient Hanns Müller mit seiner kürischen Fischartergeschichte „Im Dünenbogen“ an erster Stelle genannt zu werden. Zwar könnte die Handlung straffer sein, und der Dämonie um diesen Reitkahn mangelt die dichterische Notwendigkeit. Aber als Ganzes ist diese Erzählung wertvoller und aufrichtiger als Sabine Volkmar's verschwommene Charakterzeichnung seltenerischer Pillkoppener Fischer. Angefangt der Geschichte jener „Fischersfrau von der Nehrung“, die als Mutter von sieben Kindern in Sentimentalitäten macht, wird man den peinlichen Eindruck nicht los, als hätten Agnes Günther und Gertrud Prellwitz Pate gestanden. Nicht nur stimmungsmäßig, sondern auch erlebnismäßig echt und sauber erscheint Paul Brocks Schifferbuch „Der Schiffer Michael Lustyn“. Brock befuhr als Schiffer das Haff und seine einsamen Ströme Memel und Deime. Aus der Weite des Wassers und der Verlorenheit der Landschaft wuchs ihm die Kraft zur autobiographischen Erzählung, die leider nur durch eine konventionell literarische Liebesepisode belastet ist.

Auch zur Gestaltung masurischer Erzählungen liegen verschiedene Versuche vor. Kuno Felchner formte sein Erstlingswerk „Der Hof in Masuren“ nach dem Vorbild der litauischen Geschichten Sudermanns. Das landschaftliche Kolportage erscheint dabei weniger betont als bei dem ostpreußischen Meister der Erzählung. Felchners dramatische Spannungen sind durch eine künstlich hergeholtene ethische Motivierung zu stark abgebremst. Der unrealistische Schluß gibt der von kriminellen Motiven erfüllten Bauerngeschichte ein reichlich literarisches Parfüm. Ein gutes, unsentimentales und frisches Unterhaltungsbuch besitzen wir in Lotte Brauns sympathischen Siedlerroman aus Masuren „Ein Fußbreit Erde“. Beachtenswert bleibt endlich der handwerklich geschickt und sauber geschriebene Fischerroman von Schuld und Sühne, den der jetzt 66jährige in Gandrinen geborene und seit Jahrzehnten in Oberschlesien mit großem Erfolg arbeitende Robert Kurpju unter dem Titel „Das Flammenhaus“ verfaßt hat. Oberflächliche und auf Effekt berechnete Unterhaltungslektüre geben Richard Skowronnek's sogenannter masurischer Heimatroman „Der Bruchhof“ und Else Erbes-Sylt's Gesellschaftsroman aus den Tagen des Russeneinfalls „Mutter wider Willen“. So wie die Neuauflage von Skowronnek's „Bruchhof“ völlig überflüssig war, können wir umgekehrt nur wünschen, daß die sehr volkstümlichen und bisher nur den Rundfunkhörern und -freunden bekannt gewordene masurischen Kurzgeschichten des Königsberger Lehrers Mag. Biallich möglichst bald gedruckt vorliegen. In Biallichs Kurzgeschichten besitzen wir wirkliche Volkskunst, der mündlich überlieferte uralte und neue masurische Motive, Späße und Schnurren zugrundeliegen. Dankbar zu lesen, sowie kultur- und heimatgeschichtlich höchst aufschlußreich sind die Lebenserinnerungen ostpreußischer Dichter. Als erste in diesem Zusammenhang nennen wir die „Lebensgeschichte eines Ostpreußen“, die uns der heute 77jährige Fritz Skowronnek vor einem Jahrzehnt schenkte und die noch bis in die Nachkriegszeit reicht. Hierher gehören auch die schon vor dem Kriege veröffentlichte Jugendgeschichte des Königsbergers Carl Bulcke „Die Reise nach Italien oder die drei Zeitalter“, schließlich aber nicht zuletzt Walter Schefflers liebenswerter Kindheitsroman aus Königsberg „Walter von der Laat“.

Tiefstes und vertrautes Heimatgefühl wächst aus dem Mundartlichen. Unsere begabtesten und verdientesten Dialektdichter sind Erminia von Olfers (geboren 1889 in Metzethen), Wilhelm Reichermann aus Creuzburg und der 37jährige Alfred Laut aus Friedrichshof. Unter dem Titel „Unst lewet Platt“ und „Tohus is tohus“ veröffentlichte die Olfers ihre herzlich innigen Reime in samländisch-natangischem Platt. Stärkeren Tobak bieten Reichermanns Plattdeutsche Sprachkunst „Ut Noatange“ in vier Bänden.

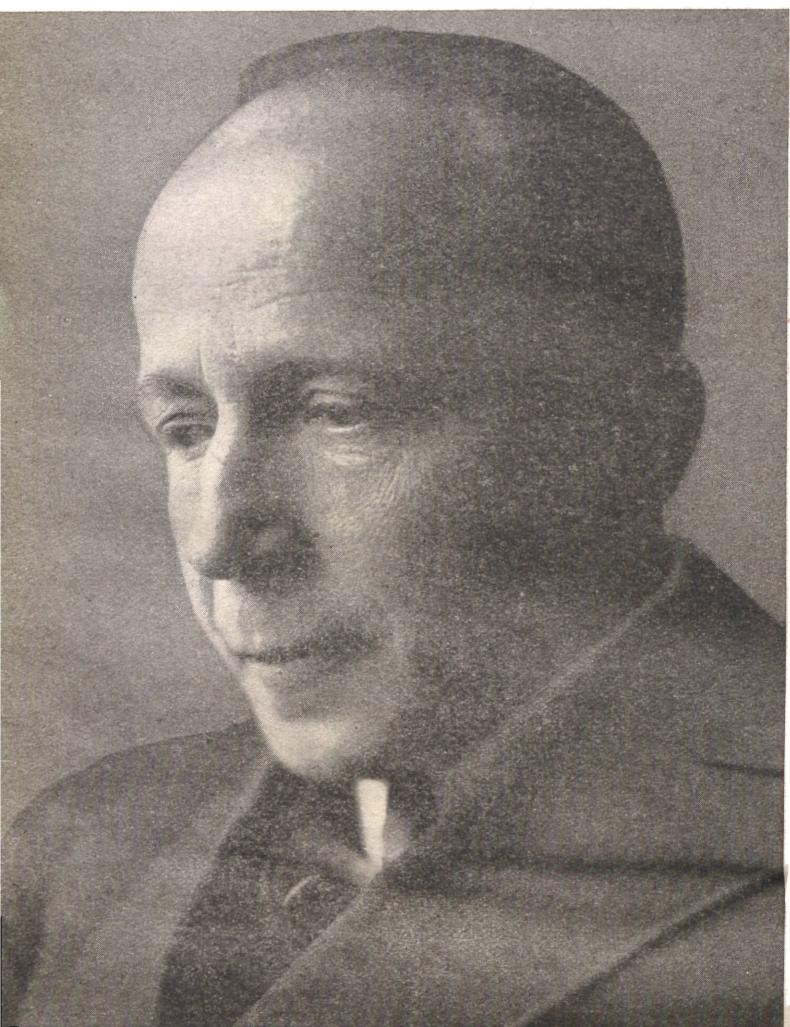


Hans Georg Buchholz

Den Rekord an Volkstümlichkeit erreichte Dr. Lau in seinen „Schabbelbohnen“, von denen mindestens die „fier Ostpreußen“ umgearbeitete „Schwäbische Kunde“ frei nach Uhland in seinem Haus- und Schulbuch ostdeutschen Humors fehlen sollte. Am erfolgreichsten, wenn auch vielleicht nur darum so erfolgreich, weil im Kabarett-Ton „ausgediftelt“, waren Laus sieben Hefte „Auguste in der Großstadt“, sie enthalten die kostlichen Heimatbriefe der Auguste Oschenat aus Enderweitschen per Kieselstichen. In diesem Rahmen verdient schließlich noch Ostpreußens erster Dialektrezitator Robert Johannes Erwähnung, sein „Deklamatorium“ (9 Hefte) enthält sehr viel Ungleichwertiges, seine hochdeutschen Gelegenheitsgedichte entbehren heute der Wirkung, aber manche seiner mundartlichen Reime erfreuen sich mit Recht großer Beliebtheit.

*

Einen auffällig starken Anteil am zeitgenössischen Schrifttum unserer Heimat nehmen die Frauen. Die schriftstellernde Frau verkörperte in Ostpreußen immer den mütterlichen Typ. Es ist eine ganze Gruppe durchweg älterer Schriftstellerinnen, die diesen Typ darstellen. Am bekanntesten wurde Johanna Wolff, geborene Kielich, die als Ehrenbürgerin ihrer Vaterstadt Tilsit heute im 78. Lebensjahr steht. Sie gab ihr Bestes in ihrem vielgelesenen Roman „Das Hanneken“, der selbsterlebten Geschichte einer harten und entbehrungsreichen Jugend. „Hannekens große Fahrt“, die sich 20 Jahre später als Fortsetzungsband anschloß, vermag nicht mehr die unmittelbar volksnahe Atmosphäre festzuhalten. „Andreas Verlaten“ und „Hans Peter Kromm, der Lebendige“ sind Gegenwartssromane, die getragen sind von starkem nationalen Impuls. Neben Johanna Wolff hat die 71jährige Königsbergerin Agnes Harder ihre stärkste Begabung als Heimat- und Jugendschriftstellerin entfaltet. Bei Mädchen beliebt



Paul Fechter

ist „Das trautste Marjellchen“. Ihre Kindheitserinnerungen beschrieb Agnes Harder in dem köstlichen Band „Die kleine Stadt“. Wir erleben eine heimatverbundene Jugend, in der früh das Bewußtsein und die geschichtliche Tradition der östlichen deutschen Erde wach wird und mitsamt dem kategorischen Imperativ zum Erziehungsfaktor eines preußischen Beamtenkindes wird. Was Johanna Wolff und Agnes Harder als schlichte Volkserzählerinnen sind, das ist die 81jährige Johanna Ambrosius aus Lengwethen, Kreis Tilsit, als Lyrikerin. Aus der Zahl ihrer sehr einfachen Gedichte wird ihr „Ostpreußenlied“ als Sang im Herzen des Volkes lebendig bleiben. Naiver und empfindsamer als Ambrosius ist Frieda Jung in ihren meist privaten, aber echt empfundenen „Gedichten“ und „Neuen Gedichten“, von denen die plattdeutschen die besten sind. Von der ungefähr gleichaltrigen Adde von Königseck verdienen die kleinen Novellen aus Masuren „Vom Totsingen“ Beachtung.

Agnes Miegel / Von Lise Schulze-Kunstmann

Man braucht keine Wochen oder gar Monate, um in das Gesamtwerk Agnes Miegels einzudringen. Man kann ohne Schwierigkeiten in einer kurzen Reihe von Abenden das ganze Schaffen Agnes Miegels lückenlos in sich aufnehmen, und die Spanne einer Hand umfängt, an den Bücherrücken gemessen, ihr gesamtes dichterisches Zeugnis.

Dieses knappe Werk aber umfaßt mehr als viele dickeibige Bände: einen ganzen Menschen und eine ganze Landschaft.

Wer sich die Zeit und die Ruhe nimmt, Agnes Miegels Bücher in ihrer Gesamtheit hintereinander oder doch nur in kurzen Abständen in sich aufzunehmen, der erfährt mit einem Schlag Natur und Wesen einer ganzen Provinz, in ihrer Geschichte, in ihrer landschaftlichen Bedingtheit, in ihren Menschen und in ihrem Volkstum.

In Annemarie Koeppens Gedichten über Führer und Volk, Heimat und Glaube begegnet uns ein neuer Frauentypus. Ihre Gedichte und Lieder „Wir trugen die Fahne“ und „Wir kämpfen und glauben“ haben sich als Gesang der Bewegung durchgesetzt. Koeppens frauliche Innerlichkeit bleibt nicht mehr privat, sondern wird zum vaterländischen Bekenntnis und Aufruf im Stile Geibels und Walter Fleg. Ihr verdanken wir eines unserer schönsten Gedichte, das den Führer grüßt:

„Du bist im Wachsen der Ahren,
Du bist in der Kinder Gesang,
Du bist im Schlürfen des Pfluges
Und in der Sensen Klang.“

Und wir verdanken ihr auch ein paar Strophen auf die Heimat Ostpreußen, von denen jede dem „Ostpreußenlied“ der Johanna Ambrosius gleichkommt:

„Meine Heimat ist ein Möwenschrei
Hoch über Dünen und Meer.
Ob's immer woanders auch schöner sei,
Es klingt deine tiefste Melodei
Deutschland, von Osten her.“

Meine Heimat ist ein Roggenfeld,
Das leuchtend in Blüten steht.

Meine Heimat ist ein hohes Tor,
Durch das die Freiheit marschiert.
Wie oft auch das Reich schon die Fahne verlor,
Die Ostmark hob sie wieder empor
Und hat sie zum Siege geführt.“

Überblicken wir am Schluß noch einmal die Vielfalt der lebenden ostpreußischen Dichtung, so wird deutlich, daß die erstaunliche Angabe zahlreicher Literaturgeschichten, die meinen, der Nordosten sei arm an dichterischen Begabungen und Charakteren, auf Unkenntnis beruht und falsch ist. Heute wie je ver gegenwärtigt sich uns der geschichtliche und künftige Lebensraum des Preußenlandes in seiner Dichtung, die es an geistiger Spannweite mit jedem anderen deutschen Stamm aufnimmt. Die preußische Literatur der vergangenen Jahrhunderte hat uns Josef Nadel als „ein einheitliches Ganzes“ sehen gelehrt, als „ein Ganzes nach dem geschlossenen Ablauf des Geschehens, nach vorwaltenden Gedanken und Erlebnissen, nach immer wiederkehrender Haltung und Sendung ihrer Gestalten, nach durchgehenden elementarsten Stilsätzen“. Es stimmt mit dieser Feststellung über den Gang der geschichtlichen Kontinuität des Geistes und der seelischen Gemeinsamkeit durch die Jahrhunderte überein, wenn der ostpreußische Volkscharakter von seinen Kennern als eine eigentümliche Mischung gegensätzlicher Wesenszüge, eines scharfen nüchternen Verstandes und eines Hanges zur Gefühlsweichheit und Phantastik, beschrieben worden ist. Die Polarität preußischer Geistesentfaltung schwingt zwischen den Polen Kant und Hamann, oder auf unser Thema abgewandelt, zwischen Sudermann und Holz, Miegel und Wieschert, Kükelhaus und Lauckner. Diese lebendigen Spannungen deuten die geistige Höhenlage an, über die das Land des Schwarzen Adlers auch gegenwärtig verfügt.

Agnes Miegels Name ist in die deutsche Literaturgeschichte eingegangen; die Kinder in den Schulen lernen ihre Balladen. Börries von Münchhausen hat ihr neidlos den Preis für die größte und schönste Ballade aller Zeiten zuerkannt. Ihre Lyrik und ihre Prosa werden mit gleicher Werthäcknung gerühmt. Wer Agnes Miegel kennt, weiß in unendlicher Beglückung von dem menschlichen Zauber ihrer Persönlichkeit zu erzählen. Aber alles dieses, das zu ihrem Lobe zu sagen ist, tritt zurück hinter der Feststellung: daß eine Frau ihr eigenes Sein, ihr privates Leben und Fühlen aufgab und opferte, um den Weg zu den Vätern und Müttern ihres Stammes zu gehen und lebendige Stimme einer ganzen Landschaft zu werden.

Es ist dies ein Weg gewesen, der nur von innen her begonnen und nach innen hin zurückgelegt werden konnte. An seinem



Agnes Miegel

Anfang stehen Vater und Mutter der Dichterin, an seinem Ende nicht einmal die Urväter und Urmütter, sondern gar die alten Brizzengötter Perkunos, Potrimpos und Bikollos; und es war ein Weg, dem alle äußerliche Aufmachung fehlte.

Es ist für viele Menschen gar nicht fasslich geworden, daß ein so reiches dichterisches Werk sich aus einem äußerlich so ereignislosen Leben ergeben konnte. Nur daraus ist wohl zu erklären, daß sich um Agnes Miegels Leben und Schicksale Legenden und Märchen gewoben haben, die sogar in ernste Biographien und Literaturgeschichten Eingang fanden.

Sehr drastisch ist Agnes Miegel kürzlich dem einmal entgegentreten. In einem Brief an einen befreundeten Gelehrten schrieb sie:

„Ich war nie in Java und Schanghai, trotzdem ich es dank guter Freunde bequemer als andere könnte, und das gilt schon als hinterwäldisch. Ich hatte keine Sensations- und Scheidungsprozesse; ich war in der Schule nie todunglücklich und unverstanden; ich habe keine Komplexe, sondern ein immer fröhlich Herz; ich schlucke nicht Morphin und bin auf keine Richtung eingeschworen. — Das alles ist sehr enttäuschend für einen Teil des lesernden Deutschlands. Zur kleinen Entschädigung glaubt man deshalb gern die auch zu meinem 50. Geburtstag wieder reichlich aufgewärmte romantische Geschichte, daß ich aus unglücklicher Liebe Diaconissin wurde und daraufhin Gedichte zu schreiben begann. Ein schaurig-schöner Quatsch, der — ganz abgesehen von der Unwahrheit — tiefste Ahnungslosigkeit über den Antrieb zum Dichten verrät! — Gern werde ich auch als bei Lampionbeleuchtung im Biergarten vom Seidel sitzende und aus voller Kehle singende Göttinger Studentin geschildert! Ich kenne Göttingen nicht, ich habe nie studiert, und wenn ich es hätte, wäre dieses Trinken und Singen so ziemlich das letzte gewesen, womit ich da meine freien Stunden verbracht hätte!“

Was Agnes Miegel über ihren äußeren Lebenslauf zu sagen hat, ist wohl das Knappste und Sachlichste, was je aus Dichterhand über das eigene Dasein geschrieben wurde:

„Geboren den 9. März 1879 zu Königsberg in Pr. als Tochter eines Kaufmanns, mütterlicherseits wie die meisten Ostpreußen aus einer Besitzerfamilie stammend. Schule und Jugendzeit die übliche der damaligen höheren Tochter. Entscheidende Eindrücke: ein paar in Weimar verbrachte Jahre; zwei Jahre in England. Weder Lehrerin noch Diaconissin. Seit mehreren Jahren im Zei-

tungsdienst tätig. 1924, bei der Kantfeier, den philosophischen Dr. honoris causa von der Albertus-Universität erhalten. Erschien 1895 zuerst mit Lulu von Strauß und Torney und Börries von Münchhausen im Göttinger Musenalmanach, ist aber nicht wie jene ein reiner Balladendichtertypus; hängt keiner bestimmten Richtung an.“ Alles, was Agnes Miegel gelebt hat, ist in ihre Dichtung eingegangen. Aber nicht als subjektives Zeugnis einer Einzelpersönlichkeit, sondern als Ausdruck einer landschaftlichen Verbundenheit, in der das „Ich“ keinen Raum hat. Was Agnes Miegels „Ich“ bedeutet, hat sie einmal in einem Gedicht — für viele ihrer Verehrer wohl ihrem schönsten — gesagt:

„In dem Geschwätz und Gewühl vor dem plätschernden Brunnen am Markte

stand ich lachend und jung in der Freundinnen Schär.
Kannte Krug und Gesicht, kannte Giebel und Stuben,
kannte, was feilschend und laut um die Buden sich drängt,
lästerte, neckte und pries, lauschte und horchte geduldig,
gab mit flinkem Mund Rede und Witzwort zurück.

Aber fern von der Stadt im Schuß der waldigen Dünne
lag meine Seele still, wie das Tier im Dickicht sich birgt.
Hörte das sanfte Sausen der knarrenden Kiefernstämmen,
hörte in regloser Luft durchsichtiger Flügel Geklirr.
Bis vom Strand her in die ängstlich harrende Stille,
unruhsvoll und bedrängt wie mein Herz, die Brandung gepocht.
Zitternd erharren wir da, bis sich der Sturm erhoben,
bis der dräuende Gott mich und die Wogen erlöst.

Und ich sang in den Wind, in das Wirbeln rauchender Dünne,
in das dröhrende Brausen sang mein tönender Mund.
Sang meiner einsamen Heimat Götter und rote Burgen,
sang ihr mütterlich Herz, sang ihr grüngrünes Kleid.
Sang, was groß und gekrönt durch meine Träume gewandert,
blutüberströmtes Haupt, galtegetränktes Herz.

Sang meiner seltsamen Schwestern mondlichtgezeichnete Stirnen,
sterblichen Leibes wie ich, jenseitiger Weisheit kund.

Sang ich, mir selber kaum deutbar, was Schatten und Erde mich
lehren,

sang ich Liebe und Tod, — sang ich mein eignes Geschick.“

Wohl weißt Agnes Miegels frühe Lyrik — der erste Band von einer Zwanzigjährigen veröffentlicht —, Verse auf, in denen das eigene Geschick noch nicht jenen überpersönlichen Charakter gewonnen hat als später —. Und die Balladen jenes ersten Ban-

des lassen noch manchen fremden Klang und manches Vorbild erkennen. Aber Agnes Miegel hat sehr schnell zu der eigenen Form gefunden. Ja, schon in jenen ersten Versen taucht dunkel und geheimnisvoll mitten im lichten, frühlingshaften Zauber der Mai-nacht die andere Welt auf, mit der Agnes Miegels Werk sich später erfüllte:

„Und über den Lindenwipfeln
führten im Blißesschein
die alten Preußengötter
ihren ersten Frühlingsreihen.

Herden und Saaten segnend,
schwanden sie über das Meer:
Ihre hohen Bernsteinkronen
blitzten noch lange her.“

„Götter und rote Burgen“ — an ihnen ist Agnes Miegels Werk reich. Christliche Jahrhunderte versinken, und dahinter steht die lange, heidnische, bluterfüllte Vergangenheit. Dieses Blut ist nicht tot, es ist lebendig, es speist Agnes Miegels leiblichen Menschen wie ihren geistigen. Der Kampf um Burgen und Kirchen, dem wir in ihren schönsten Balladen begegnen (Henning Schindelop, Herzog Samo, Kirchen im Ordensland u. a.), ist ein Kampf zwischen jenem heidnischen Urgefühl und dem jungen Glauben. Die Magie jenseitiger Weisheit ist Agnes Miegels Dichtungen eigen, und wir lesen etwa „Die schöne Malone“ mit einem Schauer, der keinen Zweifel daran zuläßt, daß die mondlichtgezeichneten Stirnen einer sehr realen Wirklichkeit gegenüber sich zu behaupten verstanden.

Um eindrucksvollsten aber hat Agnes Miegel die Zeit der alten Pruzzen und ihrer Götter in ihren „Altpreußischen Geschichten“ gezeichnet. Sie sind keine Lektüre für Leute mit schwachen Nerven. Sie sind so stark, so bluterfüllt von Liebe und Haß, Opfer und Tod, daß es einem schwer wird, zu begreifen, daß sie von einer Frau geschrieben worden sind. Die stärkste dieser vier Geschichten ist „Die Fahrt der sieben Ordensbrüder“, bis jetzt das bedeutendste Prosawerk, das Agnes Miegel geschrieben hat. In diese Erzählung ist im Verlauf einer Nacht eine ganze Geschichte und Kulturgeschichte des heidnischen und christlichen Ostens hineingezwängt, und es gehört schon ein wenig Kenntnis von den historischen Hintergründen hinzu, um die Fäden, die hier zusammenlaufen, alle zu entwirren. Aber auch wer diese Voraussetzung nicht erfüllt, wer den bunten Teppich nicht ganz zu erklären vermag, wird unwillkürlich in den Bann dieser unbegreiflichen erzählerischen Kunst gezogen. Er ist selber einer der sieben Ordensbrüder, die in einer schneeverwehten Nacht auf den Hof des letzten, soeben verstorbenen alten Preußensfürsten geraten, und dort die Toten- und Opferfeier miterleben. Pferde und Diener, die Enkel des Fürsten folgen ihm nach altem, heidnischem Pruzzenbrauch in den Tod, von der ganzen Sippe bleibt nichts zurück. Auch die Gäste verfallen eigentlich dem Opfer, und nur besondere Umstände, zuletzt Flucht, retten ihr Leben. Wie hier Heidentum und Christentum gegenüberstehen, das erstere so blutvoll und urgewaltig, daß es längst vergessen geglaubte Urtriebe in den Ordensbrüdern ans Licht holt, ist mit einer Kraft und Gewalt der Sprache und Bildhaftigkeit gemeistert, wie man sie nur selten findet. Man schmeckt förmlich das Essen, man riecht den Duft der Speisen, mit allen Sinnen ist man bei dem Geschehen, und taucht schließlich mit klopfenden Pulsen wie aus einer verzauberten Welt auf, die dennoch keineswegs fremd und fern, sondern uns ostdeutschen Menschen irgendwie allen noch blutmäßig gemein ist. Zu unseren eigenen Quellen sind wir zurückgeführt worden. Und all dies vermochte eine einzige, umfangmäßig nicht einmal sehr große Erzählung.

„Die Fahrt der sieben Ordensbrüder“ wird nicht nur um der großen Kunst willen, mit der sie erzählt wurde, in die deutsche Literatur eingehen. Sie ist bereits mehr geworden: der saft- und kraftvolle Ausdruck einer versunkenen Zeit, deren geschichtlicher und volkskundlicher Inhalt uns heute aufs neue nahekommt, weil wir endlich wieder lernen, über die Jahrhunderte hinweg eine Brücke zu schlagen zu denen, aus deren Blut wir kamen, und die aus dem Mund großer Dichter, wie Agnes Miegel, aufs neue zu uns sprechen.

Sparsam im Ausdruck, schreibt Agnes Miegel in einem schmalen Bande „Kinderland“ eine ganze kleine Kulturgeschichte des deutschen Ostens. Was die gefücherte Kultur reichen Bürgertums

in der Friedenszeit“, wie sie selber sagt, einmal bewahrte, ist in ihrer landgebundenen Heimat eine Quelle und Fülle lebendigen Volkstums gewesen. Am Herd in der Küche, beim Singen der Mägde, empfing sie ihre ersten, entscheidenden Eindrücke; uraltes Brauchtum hatte sich lebendig fortgepflanzt in täglicher Übung. Wenn Agnes Miegel in wenigen Worten, die aber eine solche Fülle der Bilder bergen, beschreibt, wie sie, auf einer Fußbank am Herd stehend, allabendlich die Zubereitung der ostpreußischen Musarten lernt, „Klunkermus, Kleckermus, Schlichtmus und Atlasmus“, und dabei die Gruselgeschichten der Mägde in sich aufnimmt, dann ist zweierlei darin: „Warmes Herdbehagen —“ ihr eigener Ausdruck — und ganz große Kunst.

Gerade aus den Erzählungen „Kinderland“ wird uns begreiflich, daß in jenen jüngsten und jungen Jahren „das Bestimmende“ für Agnes Miegels Entwicklung lag, und daß die Lehr- und Wanderjahre später nur „Ergänzungen“ bildeten. Die östliche Weite des Raumes und das blutvolle Lebensgefühl des ostdeutschen Menschen ließen sie nirgendwo anders leben, wirklich leben, als in der heimatlichen Weite und ihrer Tiefe. Die Weite des Landes war eine Gegebenheit, die Tiefe erobert Agnes Miegel sich selbst; bis ihre Wurzeln zu den Anfängen herabreichen, in eine fast vorgeschichtliche Zeit. Nicht ohne tieferen Grund steht so oft in Agnes Miegels Gedichten das Bernstein neben dem Golde, ja über diesem. Der Bernstein, das Gold der Ostsee, ruht tief unter der Erde, aus der die Dichterin stammte, und es ist das geheimnisvollste Gestein, das wir kennen, wert, das Material zu bilden, aus dem die Kronen der alten Preußengötter gefertigt wurden —.

Als „männlich“ hat man häufig die Balladen- und Prosa-dichtung Agnes Miegels bezeichnet; wenn man damit die Knappheit und Prägnanz des dichterischen Ausdrucks meint, so mag man recht haben. Die Gefühlsstärke aber, die diese Knappheit warm und leuchtend macht, konnte nur eine Frau aufbringen, die den Quellen des Lebens vom Urinstinkt her näher sieht als der Mann.

Die größere Mutter aber ist die Heimat selber. Mit dem wunderbaren, saftvollen Humor, der so reich und stark aus Agnes Miegels Dichtung strömt, beschreibt die Dichterin einmal, wie sie in der schlimmsten Kriegszeit ein Päckchen tief aus Masuren bekam, „in dem alle Zutaten zu gutem Pfannkuchen drinlagen, mit der genauen Weisung, daß ich mir solchen backen sollte. Da saß ich am Silvesterabend vor diesem Pfannkuchen und meinem letzten Glühwein und dankte auf meine Mutter Ostpreußen, daß sie mir vergalt, was ich ihr gegeben — meine Liebe, meine Verehrung und das ganze Werk meines Lebens.“

In einem Kreise von unsliterarischen, aber der Kunst bereiten Menschen erzählte kürzlich jemand, daß er unlängst die Dichterin aus ihren eigenen Werken habe vortragen hören.

„Agnes Miegel —“ wunderte sich daraufhin einer der Jüngsten dieses Kreises und zitierte fragend den Anfang der Ballade „Die Nibelungen“:

„In der dunkelnden Halle saßen sie,
sie saßen geschart um die Flammen,
Hagen Tronje zur Linken, sein Schwert auf dem Knie,
die Könige saßen zusammen.
Schön Kriemhild kauerte nah der Glut.
Von ihren schmalen Händen
zuckte der Schein wie Gold und Blut
und sprang hinauf an den Wänden —“

„Eben die Dichterin dieser Ballade“ wurde dem fragenden Jungen bestätigt.

„Ah — die lebt noch?“ war die zweite erstaunte Frage.

Es mag von mangelnder literarischer Bildung zeugen, daß man von einer erst 56jährigen Dichterin als von einer uralten Greisin spricht. Es zeugt aber auch von etwas anderem: daß Agnes Miegels Name und das Bleibende, Unvergängliche ihres Werkes schon bei ihren Lebzeiten in das geistig-seelische Besitztum des Volkes eingegangen sind, ein Ruhm und eine Krone, die nicht jedem Dichter beschieden sind, — und daß die Jugend schon Klang und Gehalt ihrer Dichtung in sich aufgenommen hat, um über der Schöpfung die Schöpferin fast zu vergessen. Niemand wird diese Vergessenheit richtiger zu deuten und ihre schwerwiegende Tiefe und Düringlichkeit besser zu schätzen wissen, als Agnes Miegel selber. Es ist die Bestätigung der Unsterblichkeit jenes Teils ihrer Dichtung, der in das Volk einging, aus dem es kam, Geist und Seele der Dichterin als Werkzeug benutzend.

Begegnungen mit Alfred Karrasch

/ Von Kurt Ziesel.

Alfred Karrasch, vor wenigen Monaten noch ein Unbekannter unter den zahllosen Schriftstellern seiner Zeit, ist heute zu einem festumrissenen Begriff der deutschen Gegenwartsdichtung geworden. In seinem Werk ist unsere Forderung nach der wahrhaft volksverbundenen Dichtung in überragendem Maße erfüllt. Karrasch ist Volksdichter und Nationalsozialist, der dem erlebten Geist der Bewegung erstmals in einer zeitlosen und gültigen Form dichterischen Ausdruck verliehen hat. Meine erste Begegnung mit Alfred Karrasch fand schon statt, als ich seinen „Parteigenossen Schmiedecke“ las. Hier steht hinter jedem Satz der Kämpfer und Kamerad, hier fand ich all das, was uns alle, die wir um das neue Reich rangen, mit immer wieder unbesiegbarem Glauben, aber auch mit banger Sorge erfüllte. Ich spürte, wie hier aus vielfachem Beispiel wohl eigenen Erlebens des Dichters der Kampf der Millionen schaffenden Deutschen um eine neue Sinnerfüllung und Gestaltung ihres Lebens seine symbolische Deutung erfuhr. Und die zweite Begegnung hatte ich mit Alfred Karrasch, der nun schon über ein Jahrzehnt in Berlin lebt, als ich wenige Wochen danach seinen ersten Brief erhielt, in dem er mir mitteilte, daß ihm die Stadt Hamburg zusammen mit Heinrich Amacker für seinen „Parteigenossen Schmiedecke“ den Dietrich-Eckart-Preis verliehen habe. „Schreiben Sie doch bitte,“ so heißt es in diesem Brief, „daß ich mich vor allem als Ostpreuße über diese Ehrung freue, und daß ich auf dem Standpunkt stehe, daß wir Ostpreußen zusammen diesen Preis bekommen haben. Denn man ist ja wirklich nichts ohne die Kraft, die man aus der Heimat erworben hat.“ Welch klares und schönes Bekenntnis zur Heimat liegt in diesen Worten. Dieser Mann weiß um die unerlässlichen Kräfte, die gerade für jegliche Dichtung aus der Heimat strömen. Und es ist ein Beweis seiner inneren Kraft, daß Karrasch auch in dem aufregenden Beruf und dem zermürbenden Betrieb der Großstadt dieses Wissen nicht verloren hat. Diese Kraft der Heimat lebt vor allem in seinen größeren Erstlingswerken, die vor seinem großen Erfolg „Parteigenosse Schmiedecke“ erschienen sind. Es sei hier nur an die beiden Romane „Stein gib Brot“ und „Winke, bunter Wimpel“ erinnert, so wie an zahlreiche wundervolle Novellen, vor allem die weiter bekannt gewordene „Eis“, Dichtungen, die alle mitten in der ostpreußischen Landschaft und ihrer Menschen wurzeln und ihnen eine unvergessliche Deutung verliehen haben. Wie groß seine Sehnsucht nach der Heimat ist, geht aus einem anderen Brief an mich hervor, in dem es u. a. heißt: „Sehen Sie, ich lege hier mühsam Pfennig auf Pfennig, nicht um irgendwelcher irdischer Reichtümer willen, sondern weil ich mit Gott hoffe, mir in absehbarer Zeit in Ostpreußen ein Stück Erde kaufen zu können, auf der zu leben und zurückzukehren der größte Wunsch meines Lebens ist.“ So vorbereitet und mit einem festen Bild vom Wesen des Dichters erfüllt, kam ich dann auch endlich vor einiger Zeit mit Alfred Karrasch in seinem Berliner Heim zusammen.

Da liegt weit draußen unter den Vororten Berlins die beschauliche Gartenstadt Lichtenrade. Etwas von der ländlich stillen Ruhe dörflicher Abgeschiedenheit atmet hier, so daß man versteht, daß sich Alfred Karrasch gerade hier sein Heim gesucht hat. Ein gepflegtes Landhaus empfängt mich, zwei stramme Hitlerjungen im Alter des ersten Jahrzehnts geleiten uns zum Vater.

Es geht eine eigenartige Stimmung von diesem Manne aus, der so sehr mit seinem Werk und Wort in unserer Zeit und ihrem Schicksal steht. Die unbedingte Wahrhaftigkeit, das große Vertrauen zu einer Gesinnung des Herzens, die aus seinen Büchern zu uns sprechen, bleiben, ja verstärken sich noch in der persönlichen Begegnung. Wie ist alles schlicht und gerade, ohne alles Pathos und ohne jede Pose bei diesem Alfred Karrasch. Schlicht und einfach die Umgebung, in der er lebt, stilvoll und gemütlich die Möbel, die Bilder, dieses ganze Heim, vor dem sich ein weiter Garten dehnt und viel Sonne scheint. Wie schnell kommt man dem Dichter nahe, mit welcher Selbstverständlichkeit zieht er uns in seinen Lebenskreis, in seine Pläne, Sorgen, Hoffnungen, Ziele. Die Zeit, in der wir ringen und kämpfen um Gestaltung und Umformung, wird lebendig, klares Bekenntnis, selbstverständlicher Glaube und christliche, von wirklicher Liebe getragene Kritik und Bedenken dort.

Karrasch ist seit vielen Jahren Journalist an einem der größten Zeitungskonzerne Berlins. Das tägliche Gebot des Berufs ist

nicht immer begleitet von reiner Freude. Viel Engstirnigkeit, viel Neid, Misgung, Unverständ ist zu überwinden. Nur daneben durften aus der Leidenschaft des Herzens und der Treue des langen Kämpfers der Bewegung die Werke wachsen, die weit und tief im deutschen Arbeiter Widerhall und Wirkung finden.

Und wie das so kommt, sind wir dann plötzlich immer wieder bei seiner Arbeit, bei seinem Werk. Von „Parteigenosse Schmiedecke“ ist lange die Rede, von vielem eigenen Erleben, aus dem er wuchs als notwendiges Zeugnis von der Kraft der Zeit und ihrer Widersacher.

„Es ist alles immer das Leben selbst, das mich zum Schreiben treibt,“ bekannte Karrasch, „die Not und das Glück, das Schöne und Große, wie das Kleine und Erbärmliche. Das lebt ja alles um uns herum, man muß es nur sehen, hier lieben und dort verachten. Sehen Sie, da schrieb ich unlängst ein Hörspiel von einem berühmten Geigenmacher aus Mittenwald, dessen Schicksal und Kampf mir besonders ans Herz ging. Ich hätte keinen größeren Erfolg und keine reinere Freude erleben können, als da aus Mittenwald selbst die Geigenmacher an mich schrieben und mir dankten, ja, was mehr war, mich bat, zu ihnen zu kommen und ihnen ein Laienspiel zu schreiben, das sie aufführen könnten, und das von ihrer generationen- und jahrhundertealten Arbeit im Dienst an der deutschen Musik erzählen sollte.“

Meine Frage nach weiteren Plänen, vor allem nach einem neuen Buch, beantwortet Alfred Karrasch dahin, daß ihm das kommende Olympiajahr, in dem gerade Deutschland im sportlichen Geist der Gemeinschaft und Kameradschaft der Welt ein Beispiel sein werde, ihm die Grundgedanken für ein neues Werk gegeben habe, das zwar noch ungeschrieben, dem Inhalt und Aufbau nach aber in ihm fertig sei. „Im übrigen,“ so ergänzt Alfred Karrasch, „habe ich immer den Kopf voll von neuen Plänen und Vorwürfen. Vieles davon wäre schon zum Niederschreiben reif, vieles bedarf noch der Klärung der Zeit. Immer neue Unregungen gibt mir ja vor allem mein enger Kontakt mit deutschen Arbeitern der verschiedensten Betriebe. Vorlesungsabende, die ich dort abhalten darf, gehören immer zu meinen schönsten Stunden. Man muß tatsächlich erst einmal ganz den deutschen Arbeiter kennengelernt und ihn verstanden haben, um zu spüren, welche ungeheure gesammelte Kraft in ihm für die Zukunft der Nation liegt. Dort, im Kreise dieser Arbeiter, die ich als meine besten Kameraden, gerade als Kämpfer der Bewegung lieben gelernt habe, habe ich mehr und Bleibendes für meine Dichtungen gefunden als in den Kreisen derer, die sich hochtrabend als Intelligenzler und Gebildete bezeichnen. Sie werden das vielleicht alles,“ sagt Alfred Karrasch mit einer beinahe beschwörenden Stimme, „nicht so begreifen, wie mir im Rhythmus mächtiger Maschinen, in den Schächten der Erde, überall dort, wo mühselig und hart der deutsche Arbeiter um sein tägliches Brot kämpft, das wahrhaftige und große Antlitz der Nation entgegentritt. Und wenn ich dann so vom Erlebnis solcher Stunden bis ins Tiefste ergripen, ihm in Worten die Gestalt zu geben versuche, überfällt mich ein dankbar stolzes Gefühl, meinen schriftstellerischen Beruf diesem hohen Ausdruck der Volkgemeinschaft weihen zu dürfen.“

Ein kurzer Besuch Alfred Karraschs unterbricht unsere Unterhaltung. Als er wieder fort ist, erinnert mich Alfred Karrasch an eine besonders eindrucksvolle Gestalt aus seinem Roman „Parteigenosse Schmiedecke“ und weist lächelnd darauf hin, daß ich das Vorbild dieser Gestalt in dem Besuch eben gesehen habe. In der Erinnerung an den Roman finde ich tatsächlich überrascht die glänzende Bestätigung für Karraschs Worte. „Hier haben Sie gleich ein Beispiel, wie ich all das, was ich an Menschen und Schicksalen in meinen Büchern erstehen lasse, kein Phantasiegebilde ist, sondern aus dem Leben kommt, wie ja auch mein „Parteigenosse Schmiedecke“ sein Vorbild aus Fleisch und Blut hat. Wenn Sie wieder einmal nach Berlin kommen, will ich Sie mit ihm bekannt machen. Sie werden mir sicher zustimmen, wenn Sie ihn kennengelernt haben.“ Mit Eifer geht Alfred Karrasch auf meine Fragen nach seiner Kindheit und Jugend ein, erzählt von seinem, vor Verdun gefallenen Bruder, von seinen Eltern, die heute noch in Königsberg leben, sein Vater war Mittelschullehrer in Königsberg, spricht von seinen zahlreichen und aufreibenden Kämpfen, die er um seiner Neigung zum Dichten willen hatte, wie er auf Drängen seines



Alfred Karrasch

Vaters zuerst Jura, dann Medizin studierte, und dabei bei allem nicht loskam von seiner Liebe zum Schreiben, zum ewig neuen Gestalten des Lebens durch das Wort. „Schließlich half denn alles nicht. Ich bewarb mich bei einer damaligen Königsberger Zeitschrift „Deutsche Aufgaben“ um Mitarbeit, bekam eine Probearbeit zugewiesen und wurde daraufhin vom Fleck weg angestellt. Ich glaube, es war damals das erstemal, daß mein guter Vater nicht mehr so ganz verächtlich von meiner unnützen und brotlosen Schreiberei dachte. Ja, und dann war ich einige Zeit Schriftleiter an der „Ostpreußischen Zeitung“, eine Lampsbewegte, schöne Zeit mit manchem politischen Strauß mit Spießern und Trägern der Zeit. Karrasch erzählt mir hierzu ein lustiges Husarenstückchen, das er damals vollführte und das die Absehung des damaligen Königsberger Polizeipräsidenten zur Folge hatte.

Man könnte noch lange erzählen von dem, was uns der Mensch Karrasch in diesen, so schnell vergangenen Stunden bei einem guten Tropfen Wein vermittelte. „Wenn Sie noch mehr über mich hören wollen,“ sagte Alfred Karrasch beim kameradschaftlichen Abschied, „besuchen Sie doch einmal meine Eltern in Königsberg.“ Ich folge gern der freundlichen Einladung, ist doch immer gerade das Elternhaus und der Lebenskreis, aus dem ein Mensch zu seinem eigenen Schicksal hinauswächst, auffallend. Man findet dort die Begrenzung und die Bestätigung des Bildes, das uns der Mensch hinterlassen hat . . . Eine kleine, altväterlich freundliche Wohnung in der Königstraße. Dort empfangen uns zwei prächtige Menschen, Vater und Mutter Karrasch. Man wird gleich heimisch bei diesen beiden Menschen, die voll elterlichem Stolz von ihrem Sohn sprechen. „Ja, ja,“ bekannte Vater Karrasch, „er wollte einfach nicht studieren. Ich konnte predigen und predigen. Statt Kirchen- und Staatsrecht zu büffeln, wurde alles Mögliche und Unmöglichste zu Papier gebracht. Das fing schon

in der Mittelschule an, da er der Stolz des Deutschlehrers und das schwarze Schaf in den anderen Fächern war. Und eigenförmig und ein Trockenkopf — — — „Und durchgesetzt hat er sich doch,“ lacht Mutter Karrasch, „zu mir kam er dann immer und, Vater, stimmt's nicht? — ich ergriß dann immer seine Partei. Die Mütter wissen halt doch immer, was für ihre Kinder am besten ist,“ wogegen Vater Karrasch nun natürlich schwach protestieren muß. Dann werden alte Familienbilder herworgeholt. Mutter Karrasch wird ganz eifrig: „Da ist er 5 Jahre und da 10! Und das war in Cranz, und da hatte er das Abitur gerade glücklich bestanden.“ Vater Karrasch murmelt, daß mich das wohl nicht interessieren werde. Ich widerspreche aber mit Überzeugung und darf nun einen langen Blick tun in all das, was als ein geheiligter Besitz der Erinnerung in jeder Familie in Schränken und Mappen wohlverwahrt und geliebt ruht. Bevor ich auch hier Abschied nehme, drückt mir Mutter Karrasch eine alte Königsberger Zeitschrift aus dem Jahre 1920 in die Hand. Ich blättere zu Hause in den vergilbten Blättern und freue mich. Hier hat jemand unsereren Alfred Karrasch von heute geahnt, und ich könnte das Bild, das ich von dem Menschen Alfred Karrasch zu zeichnen versucht habe, nicht besser beschreiben, als mit den Worten, die da in dieser alten Zeitschrift den Dichter Alfred Karrasch ankündigen, wenn es dort u. a. heißt:

„Wer ist Alfred Karrasch? Königsberg besitzt in Karrasch neben einer Reihe von Dichterlingen den einzigen wirklichen Dichter, der auf diesem Boden seit Jahren gewachsen ist. Kein himmelblaues, zartes, lyrisches Pflänzlein, kein Schmachtengel, kein Wald- und Wiesenpoet, aber auch kein wimmernder, hohläufig glohender blaßwangiger Elstatiker, kein Zerfallener, Zerrissener, kein brüchiges Gefäß. An ihm ist nichts Bruch, sondern alles ganze Kraft, ursprünglich, unverbraucht, quellend aus schier unverstiegbarer Kraft. Karrasch ist Sturm und Flamme. Man wird gesund in seiner Nähe. Aber seine Kraft ist nicht die hornierte Klozigkeit stets gleichstrahlender oder fauchender Bramarbase, und er trappst nicht als aufgepusteter Gigant durch die Gassen. Bei all seiner lebensprühenden strahlenden Kraft und Sonnigkeit seines Wesens besitzt er den Schuß gefühlstiefer, echter Sensibilität, ohne die ein wahrhafter Dichter noch nicht auf die Welt gekommen ist. Wie der Grundzug seines Wesens Gradlinigkeit und vorwärtsstürmende Kraft, so seine Dichtung: unverschnörkelte, unzerhakchte Sprache, keine Mathe, keine Gesuchtheit. Karrasch hat für stilistische Kinkerlizchen gar keine Zeit, er ist auch darauf gar nicht angewiesen. Mit monumentaler Wucht schleudert er die Sprache aus sich heraus und läßt sie stehen. Es ist seine Sprache, die er in ursprünglicher Kraft aus sich herausstößt und die ihm unter der Hand zur Dichtung wird. Sie fliegt ihm zu. Deshalb fehlt ihr alles Gebünstelte, Verkrampfte, Gequälte. Man nennt das Gottesgnadentum. Alfred Karrasch ist jung. Er hat sozusagen kaum die ersten Schritte hinter sich. Wird Karrasch erst gefestigter und fängt er an, seine Kraft zu sammeln, dann hat die deutsche Dichtung große, vielleicht einzigartige Werke von Alfred Karrasch zu erwarten.“

So wurde Alfred Karrasch vor 15 Jahren geschildert, da noch kein Werk für ihn zeugte und kein Erfolg seinem Schaffen recht gab. Heute gehört Karrasch zu den ersten und besten Kräften des jungen nationalsozialistischen Schrifttums.

Für die Tüfn:
 „Klimm“
Radio **Yo Lig**
 Heintze & Blandkert - Berlin

Walter Scheffler / Von Arno Hundertmark.

Der äußere Lebensgang des Königsberger Dichters Walter Scheffler ist ein schlichter, sein Lebenskampf aber hat die Duffentlichkeit aufmerken lassen. Die Innerlichkeit dieses Kampfes und sein menschlicher und dichterischer Ertrag sind so hochwertig, daß jeder — der darum weiß — den Hut zieht, wenn er Walter Scheffler begegnet.

Recht armselig nennt der Dichter selber seine Kindheit. Vom Sachheim, wo er am 15. September 1880 geboren, ging es in die dunkle Monkgasse und von da in das oberste Stockwerk des Hinterhauses an der Laak, seines Schicksalshauses — wo der Knabe wenigstens einen Ausblick über fremde Gärten hatte. Im Elternhause — der Vater war ein redlicher, haushälterischer, aufrechter Schneidermeister, der unter der Enge seiner Verhältnisse litt und seinem Walter ein helleres und freieres Leben erschließen wollte — blieb der Heranwachsende zwar von ausgesprochener Hungerarmut bewahrt, aber der schwächliche und rasch aufschließende Knabe wäre bei besserer körperlicher Pflege vielleicht vor den vielfachen Krankheiten bewahrt geblieben, denen er später zum Opfer fiel.

Wohl empfand der Knabe dankbar die warme Elternliebe, die ihn umsorgte und in ihm den Stolz und die Zukunft der Familie sah — doch alle Elternliebe konnte die Sehnsüchte des begabten und träumerischen Kindes nur in bescheidensten Grenzen erfüllen.

Die Natursehnsucht des Knaben und sein Drang aus der steinernen Stadt ins Freie hinaus (waren doch die Großeltern noch Landleute gewesen) wurde nur selten und karglich gestillt oder besser verstärkt, wenn es am Sonntagnachmittag auf die Hüfen hinausging und ausnahmsweise einmal gar nach Juditten!

Sein musikalischer Drang mußte sich mit einer altersschwachen Handharmonika des Vaters und schließlich mit einer Geige begnügen, die ein befreundeter Töpfermeister sich in seiner Jugend selber zusammengebastelt, von der „Lucht“ wieder ans Tageslicht gebracht und notdürftig wiederhergestellt hatte. Und als der ältere Junge mit Geigen- und Theaterspiel seinen Leuten im Hinterhause auf der Treppe und auf dem Boden Freude und Erhebung bereiten will, erfährt er den Zorn der grobschlächtigen Hauswirtin, die mit Kündigung droht.

Aber der Bildungssehnsucht Walters scheinen sich Türen zu erschließen: der Vater gibt ihn auf die Altstädtische Mittelschule, wenn ihm auch die Aufbringung des monatlichen Schulgeldes von 2,— RM sauer wird. Hier gehört der Junge zu den besten. Er soll daher Lehrer werden und kommt von der Mittelschule auf die Präparandenanstalt hier in Königsberg. Und nun erlebt er ein Jahr beglückendsten Inhalts: erfüllt von heißem Arbeitseifer, erstem tiefem Berührtwerden von Werken unserer großen Tonköpfer, Herz und Kopf voll von hohen Träumen.

Da stürzt den Fünfzehnjährigen aus dem Himmel voller Geigen eine schwere Erkrankung nach einem Fall auf dem Eis. Erschütternd ist es, in den Lebenserinnerungen zu lesen, wie den Genesenden nach überstandener Lebensgefahr die Erkenntnis durchschauert, daß er völlig taub geworden ist, daß die Welt der Töne, die ihn so beglückte und Großes hoffen ließ, für ihn verstummt ist. Er braucht Jahre, um sich darein zu finden und im Buchbindershawerk einen neuen Anfang zu suchen. Aber eine neue, harte Leidenszeit bricht damit für ihn an.

Nimmt der Meister im Umgang mit dem tauben Lehrling auch Rücksicht, die Gesellen sind um so rücksichtsloser und voller Spott über den heimlichen Dichter — und als die Lehrjahre um sind, findet er keine Stellung in seinem Handwerk. Enttäuschung bringen ihm auch die verzweifelten Versuche, seine unterbrochene Geistesbildung wieder aufzunehmen in nervenaufreibender Nacharbeit.

Nur die Pflege seines Dichtertalents gibt ihm Trost und innere Heilung, sie hält den Einsamen aufrecht und läßt ihn „fortfahren in der stillen inneren Seelenbildung.“ Und nachdem der vierundzwanzigjährige durch Ferdinand Avenarius im „Kunstwart“ seine Dichtergabe bestätigt wurde und seiner Berufung ge-

wiß war — hat ihn nichts mehr unterkriegen und auf die Dauer aufhalten können in seinem kämpferischen inneren Aufstieg: keine Krankheit, kein Kampf um den eigenen Unterhalt und den seiner Familie nach dem Tode des Vaters, keine Näherei und Schneiderei mit der Schwester, kein Hunger und kein Altenhesten beim Standesamt!

Der Vierzigjährige bringt in Nachkriegsjahren sein erstes Versbuch heraus: „Mein Lied“. Wohl selten hat ein Buch einen äußeren Werdegang gehabt wie dieses: ein befreundeter Lithograph schrieb das Ganze in zierlicher Kunstschrift, ein nahestehender Steindrucker vervielfältigte es; das Einbinden besorgte der Dichter selbst. Aber dieses Bekenntnisbuch war es wert, daß es sich zum Licht der Duffentlichkeit durchrang.

Welchen ergreifenden Wohllaut strömt dieses äußerlich so mißtönige und innerlich so geschlagene und heimgesuchte Dichterleben aus!

Daß der Dichter, der sich als „Kind der Mutter Heimat“ verwachsen weiß mit all ihrer Schönheit, aber ebenso mit ihrer Herbheit, Rauheit, Verschlossenheit und Derrheit — daß dieser natur- und bodenverbundene Dichter das Hohe Lied der Heimat singt, nimmt nicht wunder an diesem Buch. Das Große und Wunderbare liegt darin, daß keine Anklage laut wird, wenn es von erlebtem Leiden und schwerem inneren Ringen handelt; daß hier ein tapferer und lauterer Menschen seinen Glauben an das Licht der Seele bekennt und in diesem Glauben nicht Ergebung nur in sein hartes Schicksal findet, sondern dazu die Kraft, aus dem Leid Erhebung für sich und andere zu schöpfen, sein „Lied zum Lob Gottes“ zu stimmen.

Gewiß tragen manche Dichtungen dieses Bekenntnisbuches in ihrem Formgewand die Spuren der äußeren und inneren Werdenot des Dichters, aber nicht wenige sind Meisterköpfungen und werden nicht vergehen. Nur einer dieser Meisterwürfe spreche hier für die anderen; er vermittelt den besonderen Reiz des östpreußischen Vorfrühlings:

Märzland

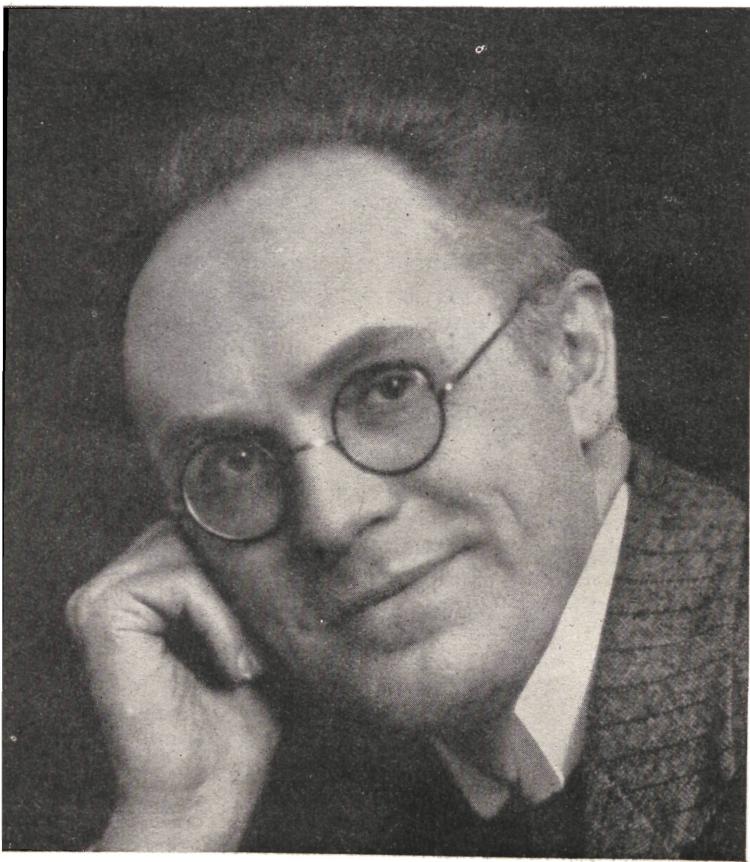
Im frischen Wind das weite kahle Land,
Vom Pflug zerwühlte, feuchte Ackererde, —
Ein silbrig Dämmern aus der Wolke Wand,
Und rings ein Warten, daß es Frühling werde.

Bei dunklem Braun der Wintersaaten Grün,
Dazwischen stiller Teiche Augen quellen,
Ein Schwarm von Vögeln, die von Süd her ziehn
Zu jener Wälder blauen Wipfelwellen.

Zu weißer Glut zerschmilzt der Wolke Blei,
Ein goldig Jubellicht erfüllt die Leere,
Und stark wie Schöpferatem wandert frei
Ins junge Land der Salzgeruch vom Meere.

Der Zauber der Seebrandung lebt in dem Gedicht „Still am Strand“. Der Kämpfer, der nicht tot zu kriegende Idealist, das Gottskind, schuf sein „Dennoch wieder!“, sein „Sichfinden“ und „Vom Kruzifix“.

Die Sonetten- und Liedersammlung „Mein Königsberg“ (Gräfe- u. Unzer-Verlag), die der Dichter seiner Heimatstadt zum Kantjubiläum schenkte, geht der Geschichte unserer Stadt nach, zeichnet den großen Königsberger Weisen und Menschen Kant mit feinen und sicheren Strichen, bannet das Leben der Gassen, Winkel und Plätze Alt-Königsbergs in reizvolle köstliche Stimmungsbilder — darüber hinaus richtet sie aber auch hochgestimmte, trügige, kämpferische Imperative an Königsbergs Bewohner, nicht zuletzt an Königsbergs Jugend.



Walter Scheffler

Heimatrauinen

Es steht eine Stadt am grauen Fluß,
Des deutschen Ostens Turm und Türr —
Wer ihr gehört und wandern muß,
Kehrt doch so gern zurück zu ihr.

Barsch über die Brücken jagt der Wind —
Halt fest den Hut, halt fest dein Herz —
Du bist der alten Kämpfer Kind,
Die Heil'ges trugen morgenwärts.

Dichtungen in ostpreußischem Niederdeutsch

/ Von Dr. Karl Bint.

B e g r e n z u n g d e r A u f g a b e.

Wie schon die Ueberschrift anzeigen, handelt es sich bei den folgenden Ausführungen um Dichtungen, wenn auch in einem möglichst weiten Sinne des Wortes. Was also überhaupt nicht als Dichtung angesprochen werden kann, auch sonst nicht erwähnenswert ist, bleibt unberücksichtigt. Eigentlich müßte es sich erübrigen, noch darauf hinzuweisen, daß mit dem Ausdruck „in ostpreußischem Niederdeutsch“ nur Dichtungen in ostpreußischem Plattdeutsch oder, wie der von Professor Dr. Ziesemer geprägte Ausdruck lautet, in „Niederpreußisch“ gemeint sind. Alles, was in Hochpreußisch, d. h. in einer Mundart Ostpreußens, die nicht nieder- oder plattdeutsch ist, gedichtet worden ist, kommt ebenfalls nicht in Betracht. Die Beschränkung auf Ostpreußen ist ja selbstverständlich. Dichter, wie Robert Dorr als Westpreuße, Walter Domanski als Danziger, Arthur Hinz als Hochpreuße werden also auch nicht herangezogen.

Grundsätzlich können und sollen nur Werke, die vollkommen in Plattdeutsch verfaßt sind, Berücksichtigung finden.

Noch eine andere Stoffbegrenzung muß erwähnt werden, um nicht irgend jemand ungerechterweise mit Still schweigen zu übergehen. Es können natürlich nur Werke in Betracht gezogen werden, die in Buchform im Buchhandel erhältlich oder sonst irgendwie, z. B. durch Aufführung, Vortrag oder Sendung ins Licht der großen Öffentlichkeit gerückt sind. Es ist unmöglich, etwa alles in Zeitschriften oder gar Zeitungen Verstreute zu sammeln. Nur das, was zufällig schnell erreichbar war, konnte erwähnt werden. Man könnte nun meinen, man hat einfach zum „Haus der

Der schlante Schloßturm spießt ins Blau
Und hält ein Kreuz ins Wolkenwehn,
Bis hin zum Meer geht seine Schau
In freudig truž'gem Wachstehn.

Und wenn der Mond im Pregel schwimmt,
Vom Mastenspeerwald treu bewacht,
Dann wanderst du zum Traum gestimmt
Durch alte Giebelgassen sacht.

Es windt vom Dom, es weht vom Strom
Und redet raunend auf dich ein:
„Du bist der Deutschgeistwächter Sohn,
Und sollst ein treuer Erbe sein!“

Wie fühlt der im ostpreußischen Boden und seiner Hauptstadt wurzelnde Mensch und Dichter sich blutmäßig verbunden dem geistigen Erbe dieses Bodens, wie weiß er sich berufen und verpflichtet, als „Deutschgeistwächter“ im alten Ordensland der Ostmark, das Erbe der Väter zu verwalten und als teuern Schatz — in der Notzeit der Nachkriegsjahre — dem jungen Geschlecht zu treuen Händen zu überliefern!

Auch die Lebenserinnerungen dieses tapferen Ostpreußen in seinem „Büchlein „Walter von der Laaf“ (Gräfe u. Unzer, Verlag) sind nicht deshalb nur von hohem Wert, weil der Volksseelenkenner und -kinder aus ihnen spricht, weil Lebensüberwindung und Lebensmeisterung in humorvoller Menschenzeichnung und Selbstdarstellung ihre Krönung finden — weil auch in diesem Werk der Dichter seinem Führerberuf dient: auch andere mit der opferwilligen Liebe zu Heimat, Vaterland, Volk und Gott zu erfüllen, die ihn selber beseelt und beglückt.

Fortsetzungen dieses Erinnerungswerkes und neue Lyrik werden weitere Einblicke in dieses Dichterleben bringen (dessen äußere Armut die Tatsache — nicht ohne Vorwurf — erhärten mag, daß der vierundfünfzigjährige Dichter im vorigen Jahre zum erstenmal auf der Kurischen Nehrung weilen durfte!) — in seinen großen Linien ist es schon heute fest umrisSEN: in seinem stillen, deutschen Kämpfer-, Helden- und Führertum.

Ostpreußische Erzieher und Erzieherinnen, nutzt dieses harte, kämpferische, gläubige, dienende und wegweisende Dichterleben als eine kostbare Fundgrube! Ostpreußische Jugend wird es Euch danken in ihrem Drang, „Deutschgeistwächter“ zu werden in der Ostmark des Dritten Reiches.

Bücher“ zu gehen und sich die entsprechenden Werke anzusehen bzw. zu erstehen, um Stoff zu erhalten. Man wundert sich dann aber, wenn man von plattdeutschen Spielen nur zwei, auf einiges Drängen noch zwei weitere vorgelegt bekommt. Der Grund dafür liegt darin, daß die Werke meistens im Selbstverlag erschienen sind und sich die Verleger oder Verfasser nicht um den Buchhandel kümmern. Hierin muß im Interesse der plattdeutschen Angelegenheit von denen, die etwas versäumt haben, Wandel geschaffen werden. Auch das in diesem Jahre erschienene Verzeichnis zeigt große Lücken. Das „Ostpreußenarchiv“ bei Gräfe u. Unzer, für dessen Benutzungserlaubnis ich bestens danke, enthält vieles, was sonst schwer oder gar nicht erreichbar ist.

Es erscheint am einfachsten, die Gliederung nicht nach Verfassern, sondern nach der berühmten Dreiteilung in Lieddichtungen, Erzählungen, Spielen vorzunehmen.

L i e d d i c h t u n g e n .

Es sei zunächst eine Schau über die niederdeutschen Lieddichtungen Ostpreußens gehalten. Es sind damit hier nicht nur sangbare, vertonte Lieder oder gefühlvolle Gedichte gemeint, sondern alles, was in Versen und Reimen geschrieben ist, auch wenn es sich dem Inhalte nach um Erzählungen handelt. Allen voran mögen die Gedichte aus dem Volksmunde gestellt werden, wie sie in Karl Pleinatzs „Ostpreußenspiegel“ und „Lieder erschein“ veröffentlicht sind. Solche Zwiegespräche wie „Hans on sien Wörtsche“, in dem zum Schluß der Held ruft: „Wo is mien Läpel vom halve Schäpel?“ weil die Suppe gar ist, oder „Vom Hans“, der dem Lipp zusehn hilft, sind von solcher Kürze

und Treffsicherheit, daß man diese Eigenschaften auch jedem Dichter, der sich um Ulf und Wiz bemüht, aufs lebhafteste wünschen möchte. Von unübertrefflicher Knappheit ist das Gespräch zwischen Großmutter und Großtochter: „Se löddel!“ „Kann nich recht höre!“ „Se fiddle!“ „Hei, wo sön miene Körfe?“ Die köstlichen Volkslieder „Henerischichere“, „Kind on Dadebar“, „Ek vergät di nich“, „De Dadebar“, „Du wöllst mi bedrege“, „Fastnachtsleed“, „De Buer öinne Stadt“ hat man so oft singen hören, daß es sich erübrigt, darüber noch etwas zu sagen. Weniger bekannt sind heute solche wie „Teh, Schimmel, teh!“, „Ringeldanz“ oder „Hanske wull ride“, in samländischer Fassung in „Neddapreißische Leeder 1“, in matangischer in „Neddapreißische Leeder 2“ veröffentlicht. „De Brutdanz“ mit dem Schluß: „Joagt dem ole Amtmann rut!“, zeigt eine echt ostpreußische Wendung. Von älteren plattdeutschen Volksliedern darf man behaupten, daß sie ebenso wie die hochdeutschen den „hübnen Wurf“ zeigen, so wie jene das Leben mit aller Zartheit und Dernheit widerspiegeln. Von älteren Gesängen sei nur „Anne von Tharau“ genannt, das ja nun durch Professor Dr. Ziesemer Simon Dach abgesprochen und eigentlich auch deshalb schon zum Volkslied geworden ist. Man darf wohl sagen, daß hier ein Gipelpunkt erreicht ist. Das Lied ist ja auch in der Herderschen Fassung durch die Welt gewandert.

Dem Volkslied nahe steht in ihrer ganzen Art des Dichtens Frieda Jüng. Nur wenige plattdeutsche Gedichte sind von ihr bekannt. „Ons Lieske“ ist echt volkstümlich. Acht Zeilen machen das ganze Gedicht aus. Knapper kann es kaum gestaltet werden. Wenn dann der Vater zu der kronengeschmückten Tochter sagt: „Dat lett di got, mien Kird“, so kann diese Schlichtheit gewiß nicht übertroffen werden. Wunderbar klingt in dem Gedicht „Bon mien Reis“ die Sehnsucht nach der Heimat an. Köstlich ist es auch, wenn die Dichterin in „Underm Flößerbusch“ den Himmel bei dem Brautpaar und diese im Himmel zu Gäste sein läßt. Die Verzweiflung des harten Vaters, der die schöne, reiche Tochter dem armen Liebhaber verweigert hat, wird treffend in „Ole Schuld“ gezeichnet.

An Güte und an Zahl echt plattdeutscher Lieder überragt zur Zeit alle Ostpreußen Erminia von Olfers-Batocki. Als Kronen ihrer Schöpfungen sind wohl „Tohus“ und „Platt“ am Schluß des Bandes „Tohus is tohus“ zu bezeichnen. Darin ist jeder Ton echt, jedes Bild geschaut. Ihre schönsten Gedichte sind schon in Plenzats „Ostpreußenspiegel“ veröffentlicht, wie „Torrig nohus“, „Klingelschläde“, „Anner Weeg to singe“, „De kleen Ridersmann“, „Bi Sunneupgang“, „Niejaarsbidd“, „De Fastel-danz“. Das letzte ist besonders wichtig, da es einen alten Brauch zur Darstellung bringt. Auch dadurch erweisen sich ihre Lieder als echt, daß sie schon vielfach vertont sind. In der Sammlung „Unst levet Platt“, zu deren Anfang ein Gedicht mit derselben Ueberschrift und das mit „Platt“ bezeichnete unsere alte Sprache preisen, rundet sich für den Leser das Bild der Liederdichterin ab. Eine Anzahl von Liedern hält dieselbe Höhe wie die angeführten. Andere kennzeichnen die Verfasserin in ihren Beziehungen zu den Volksgenossen, wie das Gedicht „Wi ek opgewasse si“, nach dem der Kutscher sie als Kind jedesmal am Geburtstag am Eichenpfosten maß, oder „Kutscher on Herrefind“, wonach beider Freundschaft kein Ende nimmt, „Kinderpäl“, nach dem sie mit andern Kindern Hochzeit spielt. „Andre Okle“, beweist, daß die Verfasserin wirklich auf dem Lande aufgewachsen ist; denn sonst könnte sie nicht über all den Kram, der auf dem Boden aufbewahrt wird, so gut Bescheid wissen. In „De Landjung“ bekannte sich ein Junge freudig zu seiner Heimat mit Wiese, Wald und Feld. Gern stellt auch die Dichterin „Land on Stadt“ gegenüber, wobei natürlich das Land den Vorzug bekommt. In „Regenwedder in Keenigsbarg“ macht sie sich über das vornehme Stadtfräulein lustig, das wohl dem Bauern auf dem Lande den Regen gönnt, aber zu gleicher Zeit in der Stadt schönes Wetter haben will, um ungestört spazieren gehen zu können. Doch in „Wat mi gefüllt“ findet die Verfasserin neben dem aufgehenden Roggen, den Butterblumen, den Osterkeucheln, den knallenden Pferdejungen, den springenden Lämmern auf dem Lande auch manches, was ihr in unserer Stadt gefällt, z. B. Schloß, Weihnachtsmarkt, Herr Kant. Gut geschaut sind auch in „Freejaar“ der auf Schlorren abziehende Winter und der Frühling, der auf goldenen Schuhen und seidenen Strümpfen einzieht. Wehmütig empfiehlt „Olwiversoamer“ die Vorbereitung auf den Winter, was wohl auch sinnbildlich zu verstehen ist. „De Striet om de Groave“ beschreibt einen echten Bauernstreit. Lustig-

erst ist „Wat mien Grotvader uppe Deel fund“. Ein altes Weib wollte sich aufhängen, schnürte sich aber den Strick um den Leib, da sie keine Luft bekam, als sie versuchte, ihn um den Hals zu legen. „Wat de kleen Frizze Pingste hillje Dawend vertellt“, bringt nach dem Schrubbens, Bäcken und Schmücken auch noch zur Darstellung, wie sich Fritz die Klopfkörken scheuert. „Kriżersch umt leue Brot“ beschreibt die ländliche Frömmigkeit beim Säen, Mähen, Dreischen, Bäcken, Brotzneiden. „Kinde is frank“ schildert die Sorge der Mutter und schließt mit dem Kehrreim: „Kutsch, kutsch, Koppe, noch e Wielke!“ Halb scherhaft wird in „Wonder“ das Hervorbrechen des ersten Zahnes beim kleinen Kinde bewundert. „Lachen“ enthält eine gute Beobachtung der schlummernden, weltentrückten Großmutter, die unter Tränen lachen kann. Auch „De Wäsch“, „De gefreisse Zeeg“, „Wer väl froagt, kriegt väl Antwort“, „Inne Wold“ enthalten alle feine Beobachtungen, die beziehungsreich ausgedeutet werden. Beinahe schon zu weitgehend ist die Liebe, die die Dichterin in „Mien Koppdot“, „Mien Kaffetopp“, etwa eine Bäuerin zu den genannten toten Dingen empfinden läßt. Aber es gibt solch alte Weiberchen. Rechtlich ist das Zwiegespräch „De Paarketopp“ zwischen Fritz und Marie, die zum Schluß ein Paar werden. Der Jungmädchen gesang „Bere lang“ jubelt natürlich der Hochzeit zu: „Wi fare vere lang! Tsch, Hochtiet — vere lang“. Uebermütig überspringt das „Buerknechtsleed“ alle Standesunterschiede, nach Volksgemeinschaft strebend, wenn es im Schluß heißt: „Denn wer sei got mit dem Bure stellt, Un der Buer sche wat Gods vertellt, De is e strammer Gesell!“ Freilich muß das schon ein sehr strammer Gesell sein, um solch ein Ziel zu erreichen. Der siebente Junge eines einfachen Landmenschen singt froh: „Zuch-heissa, ek fudder de Schwien!“ Das „Plumpeleed“ stellt dar, wie der Jüngling dem lieben Lieschen die Wassertracht abnimmt und sich nicht um das Gerede der Leute kümmert. „Kiel övre Tun!“ rufen sich Braut und Bräutigam zu, die zunächst voneinander getrennt werden, sich aber treu zu bleiben versprechen. Sehr zart sind die Lieder: „Dien Handke“, „Em Reggefild“, „Dre jung Margelles“, „Soamernacht“, „Heejauß“, „Soamlandmäke“, „Mien Lewering“, „Em Blomegoarde“, „Kruschkes“, „Mien Schakke“, „Sindagsmorge“, „Aewer Haff“, die alle inniger, glücklicher Liebe gewidmet sind. Einen traurigen Ausgang nimmt die Liebe in „Junget Leve“, da der Seemann nicht zur Geliebten zurückkehrt, auf See bleibt. Von den übrigen sei noch besonders hervorgehoben das Singspiel zwischen Braut und Mädchen „Dat Brutgeschmeid“, an dem sich jeder Ostpreuße freuen kann, da der Bernstein allen Edelsteinen vorgezogen wird, die schaurig-traurige Ballade „De Kregersche von Itmede“, die schon hochdeutsch bekannt geworden ist, die Mahnung „Si got!“, „Gangelleed to Wiehnachte“, „De Bidd“, „Herno“. In dem vorletzten Gedicht bittet die Verfasserin zum Schluß: „Du lever Gott, dat bidd ek di: Dien Wilt is grot, komm of bi mi!“ Nach dem letzten soll man das singen, was sie sich vom Herzen geschrieben hat, sie selber kann man vergessen. Bei allen Gedichten muß man feststellen, daß keine auf die oberflächliche Unterhaltungslust der Leser oder Zuhörer Rücksicht nimmt. Bei jedem erkennt man den dichterischen Ernst und das selbstverständliche Verantwortungsgefühl gegenüber dem Platt und der Heimat. Dadurch heben sich die Lieder von Erminia von Olfers-Batocki erfreulich von manchen andern Machwerken ab.

Die plattdeutschen Schriftsteller haben ebenso wie alle andern und heute mehr denn je unbedingt die Verpflichtung, den Geschmack der Leser zu verbessern, nicht mit einem schlechten beim Erfolg zu rechnen. Sie sollen nicht blubbern und plachandern, sondern auch im Plattdeutschen eine der behandelten Sache angemessene, aber in gewissem Sinne gehobene Sprache gebrauchen. Ich weiß sehr wohl, daß mir viele entgegenhalten können, daß sie gar nicht eigentliche Dichter sein, sondern ihre Leser nur unterhalten wollen. Lustiges und Witziges sollen sie ruhig schreiben, aber sich doch ein gutes Vorbild, wie etwa Fritz Reuter erwählen. Was er nicht geschrieben oder veröffentlicht haben würde, dürfte hier auch nicht den Lesern vorgesetzt werden.

Bei der großen Zahl von Namen und Versgebilden, die als Gelegenheitsgedichte in den Zeitungen fast immer dieselben sind, ist es sehr schwer, eine gerechte Auswahl des Besten zu treffen. Etwa 200 Gedichte kann man einerseits als wertvoll oder andererseits als recht witzig bezeichnen. Sie alle mit den Ueberschriften zu nennen oder gar dem Inhalte nach darzulegen, führt zu weit. Es seien hier nur die Bezeichnungen der Verfasser, die sonst nirgends mehr genannt werden können, zusammengestellt: Fritz Anders,

B., En Keenigsbarger Bofke, Fred Robert Baublus, Friedrich Bratke, Gertrud Bratke, Wilhelm Egger-Sell, H. Emske, Emanuel Gurlitt, Anna Luisa Hinz, Hemske, Gustav Idel, Luisa Kalweit, Krueminz, R. Kraudat, Gertrud Lemke, Margarete Malekki, Lydia Menzel-Delassini, Luisa Misch, E. Neumann, G. Neumann, Fritz Romeite, Julius Schmidt, Walter Scheffler, der ja als hochdeutscher Dichter sehr bekannt ist, Albert Tomuschat, Berta Tronitzki, Uhu, Ulmenried, F. H. Waller, Karl Wallner. Auffallend ist, daß jetzt nach dem Tode eine ganze Anzahl rein plattdeutscher Gedichte von Robert Johannes veröffentlicht wird, während in seinen früher erschienenen Werken nur gelegentlich Plattdeutsch verwendet worden ist. Sie stehen den andern Werken in nichts nach.

Eine umtrittene Größe ist Wilhelm Reichermann. Die hohe Wissenschaft will kaum etwas von ihm wissen. Es kann leider nicht bestritten werden, daß er sich zuweilen sehr hat gehen lassen und manches unter das Volk gebracht hat, was er besser für sich hätte behalten sollen. Trotzdem möchte ich für ihn als einen echten Volksdichter eintreten. Mit Recht veröffentlicht auch Karl Plenzat etwas von ihm im „Ostpreußen-Spiegel“, wenn es auch nur „Mehr wie ju“ ist, worin sich der Domnauer Schützenkönig mehr als ein Generalfeldmarschall dünkt. Auch viele andere „Spaßkäse“ sind wirklich das, was sie sein wollen, dazu gefällig in der Form, echt im Volkston und mit wahrer Mutterwitz ausgestattet. Etwas, was gar nichts wert ist, was nicht in irgend einer Weise reizt, hat Reichermann nicht geschrieben. Wenn der Vater dem Sohn im Eifer sagt, daß er doch einen besseren Vater gehabt habe als der Sohn, wenn dem Jungen, dem vorgeworfen wird, daß er nicht der erste in der Schule sei, ausruft: „Weest denn nich, seggt denn ons Klener, weest denn nich, da hucht al ener!“, so ist das in Schlichtheit, Sinn und Wort nicht anders zu denken. Man fühlt oft genug bei dem alten Kreuzburger heraus, daß er mit dem Herzen dabei ist. Das ist gewiß ein Vorzug.

Da nun schon zwei Spaßmacher erwähnt sind, mögen auch gleich die andern Berücksichtigung finden. Egbert Korbjuhn hat zwei Bändchen „Plattdeutsche Riemkes ut Ostpreiße“ im Selbstverlag herausgebracht. Die meisten sind auch schon in der „Dithenzeitung“ veröffentlicht. Der Verfasser gesteht in der Vorrede ein: „Wiel ök vör Spaß si önnem Läve, Hebb dese Riemkes ök geschräve; Se sünd meist harmlos von Natur, Von „Lyrik“ ös drön kene Spur“. Ebenso wichtig für die Beurteilung ist die Angabe, daß er seine kleinen „dummen Wize“ gehört, gelesen, auch erfunden hat. Von den 82 Gedichten können nur einige mit gutem Witz genannt werden. Es ist recht lustig zu hören, wie in „De Motette“ August vom Sachheim dem Kärdel dieses Kunstwerk erklärt, indem er ihn an dem Satz: „Kärdel, schmiet dem Spoaden her!“, die verschiedenen Wiederholungen vormacht: „Schmiet Spoaden, schmiet Spoaden, schmiet Spoaden, schmiet her!“ Auch wenn in „De Wedd“ der Johann beim Essen und Trinken gar nicht bemerkt, daß er schon den Hecht verspeist hat und dann dem Herrn ins Ohr flüstert: „Wenn Se dat Föschke nicht hol bringe, denn war ek em vleicht doch nicht zwinge“, so kann man sich daran freuen. Nicht alltäglich ist auch der „Gode Wille“, den ein Sterbender dadurch beweist, daß er Kindern, der Kirche und Gemeinde Lausende verschreibt, obwohl er keinen Pfennig hat. Knapp und witzig ist „De Arbeitsgeber“. Ein Bagabund gibt sich vor Gericht als solcher mit den Worten aus: „Dover, levv Herr Roat, de gew ek doch Enn!“ In „De Professor on de Fischer“ erklärt der erste, daß dem Fischer das halbe Leben verloren sei, da er nicht Griechisch könne. Als er aber im Wasser liegt, sagt ihm der Fischer: „Denn ös Enn dat ganze Leve verloare“, da er nicht schwimmen kann. „De höfliche Minna“ flüstert dem Herrn während der Herrengesellschaft ins Ohr, da sie angewiesen worden ist, sich am Abend leise zu verabschieden: „Gnädiger Herr, ich geh jetzt ins Bett.“ In „Immer nich got“ schimpft der Viehfütterer, daß er beim elektrischen Licht zu viel Streichhölzchen verbrauche, da er „dat schwarte Gnubbelste“, das ist die Schaltung, nicht finden könne. Ueberhaupt sind die letzten Gedichte des ersten Bandes lebenswert. Fürchterlich für den Helden und für den Leser ist es, wenn ein armer Bauer, nachdem er eine ganze Flasche Rizinusöl getrunken hat, wohl nur zweimal „schäsen“ mußte, aber dafür vor morgens 4 Uhr bis mittags und von mittags bis morgens um 4 Uhr sitzen mußte. Ein Witzbold könnte bei solchen Gelegenheiten den Untertitel des zweiten Bandes „Doa kannst foarts brölle“, in seiner eigenen Weise verstehen.

In weiser Selbsterkenntnis nennt A. O. Dietrich seine im „Ostpreußischen Heimatverlag Heiligenbeil“ erschienenen Gedichte

„Wippkes und Poppes ut Natange“. Unter den 65 zusammengestellten Gedichten befinden sich auch hochdeutsche. Bei aller Feinlosigkeit im Ausdruck halten alle Gedichte, auch wenn sie noch so sehr auf Ust und Witz eingestellt sind, doch eine bestimmte Höhe. Es kann und muß hier darauf verzichtet werden, sie alle mit ihren Spitzen und Seitenhieben inhaltlich wiederzugeben. Der Verfasser schont auch sich selbst nicht, wie er es in „Mien Brech“ beweist. Er nennt sich „Quellpropp“ und „Dickbrech“: „Ek freet nich Broade on nich Torte, On sie bestemmt ken riker Mann, Ek sie von de kortschnuutge Sorte, Bi de schleit ewent aller an“. Doch Dietrich kann mehr, als sich und andere verulken. Ganz prächtig ist „Ons Herrgott versteit of Platt“. Zu dem Besten, war wir in Ostpreußen haben, gehört „Mutter, ek foam!“ Noch im Sarg wünscht er unterm Kastanienbaum im letzten Traum die Worte der Mutter zu hören: „Schloap, schloap, mien Kind, nu ohne Last, Lev Gottke wacht op di, nemm sine Hand on hol se fast, on denn best du bi mi.“ Schaurig-entschlossen klingen die plattdeutschen Worte des sterbenden Försters in der „Ballade vom Hegenförster“. Das ganze würde rein plattdeutsch eine echte Ballade dieser Sprache abgeben, die nicht nur der „Kregersche von Klinede“ die Waage halten, sondern vielleicht sie noch übertreffen könnte. Hoffentlich entschließt sich der Verfasser zur Umschrift und schenkt auch unserer Heimat noch mehr hervorragende Sachen.

Einen ähnlichen Ton wie Dietrich schlägt Daniel Staschus an. Von ihm sind bei Gräfe u. Unzer bisher veröffentlicht: „Kuddelmuddel“, „De Daegarde“, „Dorch Kenigsbarg“. Staschus ist in erster Linie Bildkünstler, erst in zweiter Wortkünstler. Alle drei Werke bestehen darum in der Hauptsache aus vortrefflichen Holzschnitten. In den beiden zuletzt genannten Büchern durchwandert er den Tiergarten und unsere Stadt mit scharf blickendem Auge und weiß überall helle Schlaglichter von Geist und Witz hinblitzen zu lassen. Am deutlichsten tritt uns in „Kuddelmuddel“ neben der Bildkunst auch die Dichtkunst entgegen. Solch eine Darstellung wie „Dat Gewitter“ bietet auch ohne Bilder einen Genuss. Bedroht vom Blitzschlag, gesteht die Gattin dem Ehemann ihre Verfehlungen. Er aber weiß sich vor der Beichte dadurch zu retten, indem er feststellt, daß es schon wieder klar werde. Eine die Grenze des Möglichen streifende, großartige Selbstverwaltung bietet der Schluss des Bandes: „Mien Droom“, in dem der Künstler vom Himmel auf seine lieben Mitmenschen herabschaut und ihre Scheinheiligkeit erkennt.

Eine scharf ausgeprägte Eigenart hat auch Franz Néé, der bei Morgenroth Nachf., Billkallen, die beiden Gedichtsammlungen „Op't Land bim Bur“ und „Tom Scheeflache“ hat erscheinen lassen. Er hat sich zur Aufgabe gemacht, „Leder von Burefreid on Bureleide“ zu schreiben. Er gibt auch an, daß seine „Bärshkes noa dörpschet Brot rike on mitunder böske schartig on verboage sön. Einige schmecke ek soltig on sön gepäppert“. 91 plattdeutsche Gedichte findet man in den beiden Büchern. Durch eine Reihe von Zustandschilderungen und Darstellung von Gestalten lernt man das Bauerntum seiner Heimat mit aller Herzlichkeit und Derbheit kennen. Néé hat nichts geschrieben, was nicht lebenswert wäre. Wenn er in „Armer Kossäter“ das schwere Los des kleinen Landmannes darstellt, in „Ol Jung“ die Liebe des alten Mütterchens zu ihrem siebzigjährigen toten Jungen schildert, den „Winter öm Därp“ ausmalt, in „Op Holztermin“ ergötzlich vom Preistreiben abräät, vor dem vornehmen „Reimanns Poppke“ warnt, in „Lentekits August“ die Zähmung des Mannes durch die Frau darstellt, in „Kornaust“ ermahnt, auf die saure Arbeit des Bauern Rücksicht zu nehmen, in „Pollocke“ schafft die Nachbarn von der Heimat zurückweist, werden wir ihm gern folgen. Recht lustig ist wiederum gegeben, wie in „Dem ol Waschkuhn siene Papere“ diese durch den Bullen aufgefressen werden. Ein Bändchen „Därpschet Leed“ in Maschinenschrift faßt elf Gedichte zusammen. Sie sind zum Vortrag bei ländlichen Veranstaltungen bestimmt. Manche geizeln die Zeitgenossen unserer Tage wie „Dre Mann von de Hautfollee“, „Därpschet Kind mit Löffelstöft“. Ein kleines Kunststück in Charakteristik und Form ist die „Geschichte von Wilhelm Böß“, der sich nicht bereden läßt, ein Mädchen auf dessen Aufforderung zu küssen. Zu den besten zählen „Räckes Nante vom Reiterregiment“ und „Mien levet Gartke“. Vorzüglich gelungen ist die Schilderung in „Mien Därpe“ und die bis zum Ende für seinen Hof sorgende und schaffende Bauergestalt in „De Oltfijzer“.

Zu den Spaßmachern gehört auch Hermann Bink. Neben den Ullgedichten, die schon in der Dithenzeitung stehen, sind noch

dreizig als Anhang zum Stück „Dem Seegasch näje oppe Lucht“ abgedruckt. Manchmal sind bekannte Stoffe verwandt wie z. B. in „Verjungungsmöddel“, in dem sehr deutlich die Wirkung dieses Mittels auf die Verdauungswerzeuge dargestellt wird. Ja, es sind auch Übertragungen aus dem Hamburgischen „De Droom ös ärgerlich“, und „Wat de Määl vertelt“ aus dem Brandenburgischen zu finden. Wahre Tatsachen liegen den Gedichten „De Hundefang“, „De bees Voll oppe Lucht“, „Kielke möt Oge“ zugrunde. „Wat et of allerhand göft“ ist eine sehr ultige Zusammenstellung vieler Zeittorheiten. „He weet Bescheed“ zeigt den bezeichnenden Schluß, den der Sohn zum Vater sagt: „De Weihnachtsmann, dat höst du doch, wie of de Osterhoaske; on späst dem Hoadebaaß of noch; nu kenn ek diene Spaazke“. Über den Ulk geht weit hinaus: „Loat se lache!“ Es ist eine knappe eindrucksvolle Aufreihung echt bäuerlicher Kost. Von ähnlicher Art ist „Paz op!“ Es enthält eine Mahnung, offenen Auges durch die Welt zu gehen, keinen zu beneiden und sich an Natur und Leben zu freuen.

Leo Reinfeldt hat mir drei Gedichte zugeschickt: „De Kardel“, „Dat onutlösliche Merkmoal“, „Proste Moaltiet“. Das erste ist heiterer Ulk, das zweite bissig, das dritte buchstäblich „anrüchig“.

Auch Lisa Treike steigt gelegentlich einmal zum Ulk herab wie in „Falsch verstande“, das im Band „Nedderpreußische Leeder II“ durch die Vereinigung literarischer Freunde E. B. veröffentlicht ist. „Auslüstern“ und „ausliften“ wird darin falsch verstanden. Mehr Witz zeigen „De Aehnlichkeit“, worin ein Ferkel in der Wiege mit den Worten begrüßt wird: „Herrje, dat ös foarts ganz de Boader!\“, und „Kawiar“, der vom Nichtkennen als Wagenschmiere betrachtet wird. Während sehr viele beim Gebrauch der plattdeutschen Sprache nicht immer fest im Sattel sitzen, wird es bei Lisa Treike nie vorkommen, daß sie falsche plattdeutsche Formen verwendet. Ihr Platt kann in dieser Hinsicht als musterhaft angesehen werden. In den „Nedderpreußischen Leedern II“ sind nur einundzwanzig Gedichte enthalten. Natürlich ist die Zahl der fertigen und auch an andern Stellen veröffentlichten viel größer. Es seien nur einige verschiedener Richtung angeführt. Als das beste kann man das „Natangsche Warkeleede“ betrachten. Es hat wohl einen anderen Ton als die Olfersschen Gedichte, erreicht aber durchaus deren Höhe. Die Weberin hat beim Aufbringen nur an Gutes gedacht; sie verzichtet auf Reichtum, will aber einen liebenden Mann und auch ein Kindchen haben. Bei diesem Gedanken steht ihr Schiffchen still. Ein Faden ist gerissen. Schnell entfloßen weist sie alle Gedanken ab, webt weiter und überläßt ihr Schicksal Gott mit seiner „Wartmaschin“. In „Gold“ zeigt die Dichterin mehr Liebe zum Pegasus als zu Hab und Gut. „Am Wocke“ handelt von der verwöhnten Käze. Sehr neckisch ist in „To Warnung“ die Warnung an das Mädchen, sich vor der Liebe im Frühling inachtzunehmen. Das Lied „Am Mutterherz“ schildert den Trost, den kleine und große Kinder am Mutterherzen finden. Sehr eindringlich ist die Mahnung „Du fullst nich griene!“ für verschiedene, sehr treffend ausgewählte Gelegenheiten. In den sehr traurigen „Dodeblome“ wird geschildert, wie eine tote Mutter ihr Kind nachholt. „Tohus ös tohus“ greift ins Zeitgeschehen ein. Es erzählt ergreifend von dem Sterben eines ostpreußischen Kämpfers, der zufällig zur Großmutter ins Haus gebracht wird. „Heimat, leev Heimat“ und „Plattditsch“ zeugen von der Liebe zur Heimat und zur ostpreußischen Art. „Help du of hole!“ ermahnt zur Einigkeit in der Gegenwart. Noch deutlicher nimmt „Dietschland singt“ auf unsere Tage Bezug. Es ist ein Jubelruf über die Befreiung Deutschlands aus der Knechtschaft. Lisa Treike ist so eine Volksängerin für Scherz und Ernst.

Lisa Treike ist auch mit Erminia von Olfers-Batočki und Hermann Treike an dem Werk „Der Tanzkreis“ von Hermann Huffziger beteiligt. Davon sind bisher zwei Bände erschienen. Im ersten Band kommen nur vier plattdeutsche Tanztexte vor. Ein wunderbares, inniges Volkslied ist gleichzeitig der Text zur „Dabeningker Polka“. Der zweite Band enthält sechzehn plattdeutsche Texte. Es seien nur die bekannten Anfänge genannt: „Et geit nuscht äver de Gemietlichkeit“, „Flödertee, Flödertee, Mutter, mi deit de Buuk so wee“, „Lott ös dot“, „Herr Schmedd, Herr Schmedd, wat krögt denn Julie möt“, „Siest em nich, durt kennit er“, im Samland unter „Sittst du nuscht, da kümmt er“ bekannt, „Ringel-Ringel-Rosekranz“, „De Schuster huckt öm

Schorrsteen“, „Jule, grien doch man nich“. Das ist wahrhaft altes Volksgut.

Da Plenzat auch ein großer Bewahrer und Förderer von Volksliedern ist, mögen jetzt seine unter seinem eigenen Namen veröffentlichten Gedichte, wie sie im Ostpreußen-Spiegel stehen, betrachtet werden. Alles hat den echten Volkston. Knapp gehalten und von wunderbarer Stimmung ist „Harfitt“. Ein zweites Gedicht mit derselben Überschrift schildert mit tiefem Nachempfinden den Schmerz des Mädchens, dem der Geliebte untergegangen ist. „Doa kümmt en Dag“ ermahnt zu wirken, da nach dem Tode nur das Werk bleibt und den Menschen ins Ewige hebt. Das „Wegeleed“ erfüllt vollkommen den Zweck, zu dem es gedichtet ist. „Em Bronnen deep“ gibt eine wunderbare Schilderung der unterirdischen, blumigen Kinderwiese, von der durch heilige Liebe zwischen Mann und Weib ab und zu eins ins Menschenland gerufen wird und dann noch vom seligen Tanz träumt. „Jungvölk zärtet sel“ nekt köstlich die Mädchen mit ihrer Pucksucht und dem Verlangen nach dem Bräutigam und die Jungen mit ihrer Trägheit und Scheu vor dem Wasser. „Nömm mi!“ ist kurz und treffend: „Nömm mi on war mien Fru!“ Kaum wird sonst die einmal erreichte dichterische Höhe so gleichmäßig gehalten wie bei diesen Liedern. Sie zählen zu den besten in ostpreußischem Platt.

Eine gewisse Verwandtschaft mit den vorhergehenden läßt sich bei den wenigen Gedichten, die hier von Leo Guttmann zur Betrachtung kommen können, feststellen. Auch bei ihnen ist kaum ein Hinaufschweben und Hinab sinken zu bemerken. Erfreulich ist auch der dichterische Ernst, der hinter ihnen steht. In „Mien Urselke“ erlebt man es richtig mit, wie die Kleine mit flinken Füßen über Kleefeld und Wiese läuft, und versteht den Dichter, wenn er am Schluß ausruft: „On wenn se grot ös, ward se moal ganz höher mine Brut.“ Das Gedicht ist sehr lebendig. Ist dort alles lauter Fröhlichkeit, so zeigt „De gepannde Koh“ tieffestes Weh. In den zwölf Zeilen ist ein ganzes Familienschicksal geschildert. Die Mutter weint die ganze Nacht. Der Vater geht noch spät abends die Kuh besuchen. Der dicke Herr erscheint: „Na, heft betoalt? On Mutter green on he ging rut on heft ons Koh gehoalt.“ „Dat verloatene Mäke“ stellt ergreifend dar, wie die Arme den ungetreuen Liebsten bei der Arbeit beobachtet und sterben möchte; aber ihm soll es nie in den Sinn kommen, daß sie für ihn gestorben sei. „Et regent“ veranschaulicht in eigener Art das Verhalten verschiedener Gestalten. Der Vater sät Klee. Die Glucke sucht Schutz. Der Eipel geht spazieren und wird vom Hahn angeulst. Dann aber scheint die Sonne, und alles ist noch einmal so schön. „Mien Heimatland“ bezeugt nicht nur tiefe Heimatliebe, sondern ist auch in Gedanken und Form vorbildlich. „De Dadebaaß“ erinnert im Anfang an das bekannte Volkslied, beschreibt dann aber das Schlafen des Storches.

Von Hermann Wensky liegen mir vier Gedichte vor. Sie sind alle erzählenden Inhalts und heiter. Am besten ist „Wenn de Beene schwärme“. „De Honigdeef“ ist sehr ulzig. Die beiden andern halten nicht dieselbe Höhe.

Dr. Alfred Lau hat ein vortreffliches Gedicht „O diese Kinder“, ein paar Trinksprüche und anderes in Plattdeutsch geschrieben.

Da auch von mir etwa dreißig Gedichte erschienen sind, so bin ich der Vollständigkeit wegen gezwungen, auch sie zu erwähnen. Ob sie schlecht oder gut sind, mag derjenige entscheiden, der sie etwa in die Hand bekommt. Ich möchte mich der Urteile darüber enthalten. Erwähnen möchte ich nur, daß Viktor George „Hochtietsdanz“ mit dem Kehrreim aus einem alten Volkslied: „De Jett möt de flunkige Oge, de danzt, dat de Keddels glick floge“, „Wintertiet“, „Frejaaschtiet“, „De Frejaas kümmt“, „De Zug“ sehr ansprechend vertont hat. „De Zug“ ist in „Tausend Jahre Plattdeutsch II“ abgedruckt. „Si getroft!“ wurde in einer Besprechung der Heiligenbeiler Zeitung als das beste bezeichnet. Bei „Baldursch Dreem“ sagte Charlotte Wüstendorfer, daß sie es nicht geglaubt habe, daß sich unser Platt so für den Stabreim eigne. „To wat de Koh dem Zoagel heft“ wurde als Ulk und Verhöhnung, „Allein“ als tief traurig empfunden. Auf mehr Angaben sei verzichtet.

Ein früheres Werk von Hedwig Schirmer „Blaubere, wat Gots, Blaubere!“ sei wegen der richtigen Sprachform „Blaubere“

gegenüber „Blubere“ und der Melodien zu diesen Rufen lobend hervorgehoben. Die Bücher und Hefte mit eigenen Sachen, bzw. Zusammenstellungen von anderen von Kurt Tanzke, Johannes Kreuzmann, Dr. Hillgruber, Heinrich Toball, August Stepputat, Alexander Nowak, Friedrich Koszik, Sophie Neumann-Oschelkau, Dr. R. Reusch, A. Boldt, Rudolf Hermann, Eduard Böhm, Robert Barkowski und ähnliche enthalten auch manches Lesenswerte. Die elf Bände „Alt Ostpreiße“ stellen wohl den tiefsten Stand plattdeutscher Lieddichtung dar, wenn auch die Anwendung des Plattdeutschen zu loben ist. Das Gedicht „Wie einst ön Sprind“ läßt an Derbheit der Darstellung nichts zu wünschen übrig.

Wenn man noch einmal rückshauend die schon recht große Menge plattdeutscher Gedichte betrachtet, so muß man feststellen, daß sehr viele Kräfte, darunter auch recht gute zur Zeit am Werke sind, das plattdeutsche Lied zu pflegen. Vielleicht wirkt jetzt noch mancher im Verborgenen oder an einer Stelle, von wo er die große Offentlichkeit nicht erreicht. Im Interesse der Sache sei er aufgefordert, aus seiner Verborgenheit und Verschwiegenheit hervorzutreten.

Erzählungen.

Solch eine Fülle von Einzelheiten, wie sie bei den plattdeutschen Gedichten zu finden ist, gibt es bei den Erzählungen nicht, aber auch nicht die großen Unterschiede im Wert. Die Erzählung, besonders die kurze, läßt sich ja auch am leichtesten gestalten. Wer das nicht kann, verdient nicht einmal den Namen Schriftsteller, viel weniger den Namen Dichter. Bei den Erzählungen wird es nicht wie zuweilen bei den Gedichten möglich sein, den Inhalt mit kurzen Worten anzudeuten und dadurch vielleicht zum Lesen anzureizen. Das würde die Ausführungen zu sehr anschwellen lassen. Man muß sich also schon mit einer Beurteilung der Werke und Sammlungen begnügen und nur einzelnes hervorheben.

„Die plattdeutschen Märchen aus Ostpreußen“ von Hertha Grudde, herausgegeben vom Institut für Heimatsforschung der Universität Königsberg, seien hier genannt. Über hundert plattdeutsche Märchen enthält der Band.

Im Ostpreußen spiegel stehen beste Volksmärchen. „De Diewel öm Flachs“ von Karl Plenzat ist unter den lustigen Vortragsstücken das beste, was es in ostpreußischem Platt gibt. Von den vier Erzählungen „Vonne Domnauer“, die Plenzat wiedergibt, eignet sich „Holt sek fest!“ auch sehr gut zum Vortrag. Sehr bekannt sind ja „Vom Löttauer on vom Natanger“, „Worom de leve Schwien önné Erd wele“, „Dat Foalke“. Weniger bekannt sind die Geschichten aus dem Volksmunde: „Farkelmoaker“, „Miggeprötscher“, die Plenzat erzählt. Von ihm selbst sind noch die Erzählungen: „Vom Hans Lederinnes“, in der ein alter Knecht mit allen Sonderbarkeiten dargestellt wird, „De Kriezknopp“, die vom betrogenen Teufel handelt. Alle sind fabellos. Dasselbe gilt von der Geschichte „De Utgedinger“ von Hans Gruber. Einem Altsitzer geht es deshalb so gut, weil man ihn für reich hält. Aus dem Volksmunde stammen noch: „Vom Meller Pelz“, „Luus on Floh“, von Walter Ziesemer wiedergegeben, „De Herr Uespegele“ und „De Buer ute Gegend von Bartenstein on de Buer ute Gegend von Heilsberg“ von Elsbeth Böhm. Sie sind alle wertvoll.

Genau so wie Hertha Grudde hat auch Lisa Treike eine große Menge von Volksmärchen gesammelt. Der größte Teil ist noch unveröffentlicht. Es ist also noch manches zu erwarten. Bisher sind erst zwei Bände von der Vereinigung literarischer Freunde E. V. herausgebracht. In „Schämmerstund“ sind neunzehn, in „Tewerwark“ nur zehn Märchen enthalten. Diese Untertitel nehmen Bezug auf den Inhalt. Unter denen des ersten Bandes gibt es besonders solche, die einen schaurigen Inhalt haben, wie „Dat Gespenst von B.“, „De Dodeling“, „De Dotsonersch“, „De Dotringer“, und deshalb gern in der Dämmerstunde erzählt werden. Besonders das zuletzt genannte Märchen ist geeignet, einem das Gruseln beizubringen. „Dat Kornkind“ ist ein liebliches Märchen. Die Erzählung „De Kukuk“ deutet den Namen in eigenartiger Weise aus. „De Undererdtsche von Dege“ lassen sich vielleicht auf eine Naturerscheinung als Grundlage zur Ausbildung des Märchens zurückführen. „De Lichtfedoräger“, „De Doppelgänger von D.“, „Graventiensche

Spoogeschichte“, „Schömmelridersch“, „De Maar“ behandeln bekannte Stoffe, wenn auch in einer ortsgebundenen Gestalt. Weniger geläufig ist das Motiv in „Dat graue Mannke“, das am Abend erscheint und Unglück vorausdeutet oder warnt. Lustig ist „De Napolium opem Ilausche Körchetorm“. In „Tewerwark“ sind Zauberergeschichten vereinigt. Von ganz besonderer Bedeutung muß es erscheinen, daß auch auf ostpreußischem Boden Faustsagen entstanden sind. Lisa Treike bringt diese Sage gleich in drei Fassungen unter „Diwel on Dokter Faust“. In der zweiten Faustgeschichte ist auch eine Melodie überliefert. Diese Sage stimmt mit der von Hertha Grudde mit der Überschrift „Vom dänzige Stropungel“ ungefähr überein, ist aber wieder doch ganz anders. Auch die Worte des Liedes können genau nach derselben Melodie gesungen werden, wie sie bei Hertha Grudde überliefert ist. Treike bringt eine andere Melodie. In dieser und der dritten Faustsage kann man schon einen Begriff davon bekommen, wie die Stoffe an verschiedenen Orten anders ausgestaltet werden. Lisa Treike besitzt von manchen Gruddeschen Märchen drei bis vier Abwandlungen. Wenn die erst alle veröffentlicht sind, wird ein solcher Vergleich in großem Umfange möglich sein. „Vom Voagel Himm-Hamm“ sind sogar vier Fassungen vorhanden. Was das eigentlich ist, wird nicht vollkommen klar. Jedenfalls ist ein Zaubermittel damit gemeint. Die Sage „Hegebotter“, „Dat Hemmbeen“ sind sehr interessant. „Verherte Schwien“ enthält wohl den Glauben an das sogenannte Verrufen der Schweine, ist aber auch in eigener Weise ausgestaltet. Die Sagen von Lisa Treike sind das beste, was von ihr bisher an die Offentlichkeit gelangt ist.

Von Karl Plenzat sind auch plattdeutsche Tiermärchen als Volksgut herausgegeben. Acht solcher Märchen sind in einem Bändchen zusammengefaßt. Sie sind alle in ihrer Art sehr reizvoll. Aus dem Morgenlande soll „Wie dat Musemargellek dem stärkste Mann vonne Welt kreeg“ stammen. „Wie de Voß on de Wulf Hochtiet hadde“, „Vonne ol Fastersche, vonnem Voß on vonnem Wulf“, „Von Dannehls Hochtiet, on wie dem Wulf on dem Bosse dabi ging“, „Von dem Hoan, wo sien Hennke versteckt wär“ stammen alle aus dem Anhang von Fischers „Grammatik und Wortschatz der plattdeutschen Mundart im preußischen Samlande“. Das erste Märchen dieser Aufzählung hat inhaltlich große Ähnlichkeit mit dem hochdeutschen von den Bremer Stadtmusikanten. Ganz eigenartig berührt es, wenn nun wieder aus einer andern Gegend von Fritz Forche ein Märchen „Wie de Voß on de Wulf bi Niemanns op Hochtiet were“ im Jungpruzzen 3 veröffentlicht wird, das mit dem von Dannehls Hochtiet so viel Übereinstimmungen hat, daß man ohne weiteres merkt, beide Märchen sind voneinander abhängig, aber doch wieder so verschieden, daß man nicht sagen kann, eins ist dem andern nachgebildet. Jedes hat seine eigenen Züge, wodurch es die Unabhängigkeit von dem andern beweist. Man muß wohl annehmen, daß beide auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehen. Fischer hat noch mehr Märchen überliefert, ebenso Plenzat, ohne von Fischer abhängig zu sein. Interessant ist nun wieder, wie in dem von Fritz Forche im Jungpruzzen veröffentlichten Märchen „Wie de Voß on de Wulf Schliene Surdeeg opfrete“ in ähnlicher Weise wie in den beiden vergleichbaren vorigen Märchen einmal der Fuchs der Angeführte ist, der die Prügel bekommt und gerade im Gegensatz dazu der Wolf frei ausgeht. Von Fritz Forche stehen noch mehr Märchen im Jungpruzzen 2, die beiden plattdeutschen „De Voß, de Wulf on Stodie Schömmel“ und „Et Märke von de beids Strohpuppe“. Natürlich stammen auch sie aus dem Volksmunde und sind nur von Forche aufgezeichnet. Darum sind auch sie gut. Ein Vergriffen im Ton oder Ausdruck kommt in den Volksmärchen nicht vor. Von derselben Art ist auch „Hoanke on Heenke on de heilige Peterke“ aus Plenzats „Der Wundergarten“.

Während besonders Plenzat und Treike die Höhe des Volksmärchens halten, ist Erminia von Olfers-Batocki als die erste und beste Vertreterin des Kunstmärchens zu nennen. Ihr im Selbstverlag erschienenes Buch „Tohus is tohus“ enthält zwölf Märchen. Den Höhepunkt bildet die Geschichte „Anne-Margarete“, die aus zwei Bobether Volksagen zusammengearbeitet ist. Sehr gut ist auch „Wie de Ole junge“. „Joajoake on Neeneke“ ist ein Vertellke ute Schoakse Winkel und darum schon durchaus echt. Die Geschichte „Kiep äwre Tun“, in der

die Bürger zu klug werden und z. B. wissen, wann sie sterben werden, ist sehr geschickt durchgeführt. „De Migg on de Honnigbeen“, „Suramp on Gänsebloomke“, „Sternschnupke“, „De Landsmann“, das ist ein Hund, kann man Naturmärchen nennen. Um wenigstens atmet die Geschichte „De Washknoop op Frieshaft“ echte Märchenluft. Eine Erzählung eigener Art ist „Kardelkes Wiehnachte“, die nichts Wunderbares enthält. Der arme Junge, der von der Stiefmutter zur Großmutter abgeschoben wird, kann einem leid tun, wenn er im elterlichen Hause erfährt, daß Weihnachten „tom Fleischfräte“ da ist. Die Großmutter muß ihm erst trotz ihrer Armut die rechten Weihnachten verschaffen. Doch hat alles, was Erminia von Olfers-Batock geschrieben hat, Hand und Fuß.

Mit selbsterfundenen plattdeutschen Märchen kann auch Charlotte Wüstendörfer aufwarten, der nach ihrem eigenen Wort keine plattdeutschen Gedichte eingeschlagen. In ihrem Märchenbuch stehen einige. „De Käfsche on de Dot“ zeigt eine Mädchengestalt, die selbst mit dem Allesbezwinger fertig wird. Drei plattdeutsche Märchen sind gesondert in einem Büchlein erschienen. Das bekannteste und berühmteste davon ist „Tor e Dittke nuscht“. Charlotte Wüstendörfer hat einmal zu mir geäußert: „Ich habe zwei Sachen geschrieben: „Der Nachtwächter von Szillen“ und „Tor e Dittke nuscht“. Damit hat sie natürlich nur zum Ausdruck gebracht, daß diese beiden Sachen ganz besondere Anerkennung gefunden haben. Sie hat selbstverständlich noch mehr geschrieben. Auch „De Zeeg“ ist sehr gut gestaltet. An einer Stelle in „De Undererdsche“ hat die Dichterin den sonst stets bewiesenen feinen, vornehmen Geschmack hintange stellt. Sonst aber zeugt auch diese Geschichte von vortrefflicher Gestaltungskraft. Vortrefflich ist auch „Diewelsmark blöfft Diewelsmark“. Sowohl die Bäuerin als auch die beiden Mägde, die ihr die Zauberei nachmachen, sind gut gelungen. Sehr wichtig ist die Erzählung nach dem Leben „Mine Dochter woll nich frie“, die auch vor nicht langer Zeit gesendet worden ist. Mit wunderbarer Einführungsgabe hat hier die Dichterin Gestalten aus dem Bauernleben gezeichnet, die wirklich echt sind und leben. Die „Anna Potahr“, die, wie man hört, unter dem sonderbaren Titel „Anna, zu dir ist mein liebster Gang“ zur Zeit bearbeitet wird, wird als Spiel aller Vorausicht nach noch eine besondere Rolle bei der ostpreußischen Gattung des Reichsverbandes Deutscher Schriftsteller spielen und einem größeren Kreise von Zuschauern und Zuhörern bekannt werden.

Karl Feller hat auch Kunstmärchen geschrieben. Bisher ist er nur mit einem vom Fuchs und vom Dachs durch die Niederpreußische Bühne an die Öffentlichkeit gelangt.

Vollständige Bücher mit plattdeutschen Erzählungen oder Märchen sind trotz eifrigem Nachforschens nicht mehr aufzutreiben. Es kann infolgedessen nur noch einzelnes herangezogen werden. Gesondert erschienen ist noch „Wie et dem Bur Pütt ut Prusische op jener Reis noa Berlin ging“, Humoreske von Heinrich von Brandenburg. Der Darstellung nach müßte es eine Geschichte aus dem Volksmunde sein. Die Schilderung ist recht eindringlich, aber für eine Volksdichtung etwas übertrieben in der Ausnutzung komischer Lagen, sonst aber gut. Ganz wunderbar ist die Erzählung, die Dietrich in „Wie ein Arzt vor 45 Jahren auf Praxis fuhr“ gibt. Schade, daß sie nur zum kleinen Teil, wenn auch in den wichtigsten, innigsten Worten plattdeutsch ist. Gut ist auch die Erzählung „Das Gartenbeet“, in der doch der Schreiber dem Prozeßerfranz über ist.

Auch Franz Née hat „Tom Scheeflache“ vier Erzählungen angehängt. Die erste „Wer kann em händige?“ ist wunderbar in der Gestaltung des alten Albathe. Man spürt unbedingt, daß solch ein Mann nach dem Leben gezeichnet ist. Solche Kerle gibt es unter unsren Bauern, und Née hat sich mit dieser Geschichte ein Verdienst erworben dadurch, daß er Wesentliches ostpreußischen Blutes durchs Wort verlebendigt hat. Auch in „Wie de Bur Weichler noa Pillkalle op Ochsemärkt fohr“, ist eine lebenswahre Gestalt gezeichnet. Es ist schade, daß der Schluß ein wenig nach Ulf riecht. Auch der Eingang von „Möt Kauferents Dom anne Tuun“ ist gut, der Ausgang aber nicht befriedigend. Die sprachliche Gestaltung ist gut.

Man müßte eigentlich vermuten, daß im „Ostpreußischen Lachen“ von Hermann Bink recht viel plattdeutsche Erzählun-

gen drin stehen. Wohl wird die plattdeutsche Sprache in mancher Erzählung gebraucht, aber nicht ausschließlich. Nur zwei vollständig plattdeutsche Stücke gibt es darin: „Man mott doch Spoaz verstoane“ und „De Schlädefaart“. Die beste ist die erste. Der behandelte Stoff ist in der zweiten auch gut; nur ist die Ausgestaltung etwas zu grob geraten. Mancherlei Sachen von Hermann Bink sind noch veröffentlicht, z. B. „Warom de Hoadebaar de Pogge nich lide kann“ im Jungpruzzen, „De Kreej on de Kiwitt“ in der Dittchenzeitung. Das sind Naturmärchen von besonderer Art. „Geruschelt heft—et“, „De beide Kriegskame-roade“ stehen inhaltlich dazu im Gegensatz.

Von Leo Reinfeldt liegen mir an Erzählungen vor: „Die Post im Walde“, „Ons Kasperletheater“, „Wie die litausche Buer Krebstrakies to sinem Sään kamm“, „Wenn de Städter op Jagd geit“. Die erste Geschichte ist recht spannend und erheiternd, soll es auch sein und erfüllt so ihren Zweck. Die zweite Geschichte bringt eine lustig-unangenehme Begebenheit aus der Knabenzeit des Verfassers treffend zur Darstellung. Die nächste Geschichte gibt wieder, was der Vitauer auf seiner Reise zum Kaiser alles erlebt. Es ist dies wohl in der Ausgestaltung die beste Erzählung. Die letzte ist dem Ulf gewidmet.

Von Leo Guttmann liegt eine Erzählung vor: „Warom en Hund dem andre ömmer undre Zoagel klickt“. Anscheinend stammt sie aus dem Volksmunde und ist schon darum bemerkenswert. Eigenartig ist der Reiz, den man empfindet, wenn man diese Geschichte mit der von Charlotte Wüstendörfer „Cäsar em Himmel“ vergleicht.

Gertrud Riemann hat erst vor kurzem angefangen, plattdeutsch zu schreiben. Es ist selbstverständlich, daß man sich auf neuem Gebiet zunächst etwas unsicher bewegt. „Wie de ol Schneidereit in de Ostern rinkam“ ist Ostern dieses Jahres gesendet worden. Es wird darin dargestellt, wie ein altes Ehepaar auf dem Gang nach Osterwasser allerlei Störungen unterworfen ist, aber doch bis zum Schluß das Schweigen bewahrt. Vielleicht ließe sich das Verständigen durch Zeichen noch anders, eindringlicher, heiterer gestalten. Sonst ist die Erzählung in sich geschlossen.

Hermann Rogowski schreibt: „Ich kann Ihnen leider mit bemerkenswertem Material in ostpreußischem Niederdeutsch von mir nicht zur Verfügung stehen. Das, was ich in dieser Art schrieb und auch veröffentlichte, ist so unbedeutend, daß es nicht lohnt, sich damit zu befassen. Es handelt sich nämlich um wöchentliche Plaudereien, die hier vor einiger Zeit gern gelesen wurden, aber nur ganz lokale Bedeutung hatten.“ Wenn ich mir erlaube, diese Sätze wörtlich anzuführen, so geschieht es aus einem ganz besonderen Grunde. Nicht jeder ist so bescheiden und besitzt so viel Selbstbeurteilung wie Hermann Rogowski. Seine Stellungnahme mag darum als Vorbild dienen; dann wird es mit der plattdeutschen Bewegung unserer Provinz stets aufwärts gehen. Vielleicht rafft sich aber Hermann Rogowski auf und schreibt etwas in Plattdeutsch, was vor ihm und vor der Öffentlichkeit in jedem Falle bestehen kann. Es kann nie zu viel gute Werke geben.

Wieder bin ich gezwungen, auch das anzuführen, womit ich selber hervorgetreten bin. „Waldine, paß moal op!“ ist das wirkungsvollste lustige plattdeutsche Vortragsstück, das ich bisher erlebt habe. Nur ein Zuhörer nahm Anstoß an dem Inhalt, fühlte sich in seinem Beruf beleidigt. Sonst hat es stets gefallen. Ich bin unschuldig an dem Erfolg, da ich die Geschichte nur aus dem Volksmunde aufgezeichnet habe. Ebenfalls dieses Ursprungs sind: „De Schwienkopp“, mit der ersten Erzählung im Quickborn abgedruckt, „De beide Junges“, eine sinnvolle Zusammenstellung von Widersprüchen, „Wie de Schnider Schließle in Pöllau leerd“, aus der Erinnerung nach häufig wiederholter mündlicher Erzählung des Schneidermeisters Schließle wiedergegeben. „Ek pleej mi woll“ ist eine Geschichte nach einer wahren, mir mitgeteilten Tatsache. Sie sucht in der Charaktergestaltung über den Ulf hinauszukommen. Die Geschichte „De beide Nachtwächter“ geht auf eine wahre Begebenheit in Pobethen zurück. „Mien Heimat ist ein Bekenntnis“, „Ek kos plattdeutsch“ eine Plauderei, „Schuster Bessien“ halb nach dem Leben gezeichnet. „Op Frieshaft“ greift etwas höher. Ein Kunstmärchen ist „Dat Märkland“, das gut befunden wurde.

Abschließend sei gesagt, daß Olfers, Treike, Wüstendorfer die hervorstechendsten Erzählerinnen sind, die an Menge und Güte das bringen, was man von einer Erzählkunst verlangt.

Spiele.

Am wenigsten reich sind die Spiele in ostpreußischem Platt vertreten. Doch wenn sie an Güte das hätten, was sie schon an Menge darstellen, dann wäre es mit der plattdeutschen Bühnenbewegung in Ostpreußen besser bestellt.

Das älteste plattdeutsche Stück ist wohl das Zwischenspiel von 1644, das beim Universitätsjubiläum gespielt wurde. Es ist in neuerer Zeit der Offenlichkeit nicht zugänglich gewesen. „Oppen Dokter ös kein Verloot“ von Wilhelm Reichermann ist das älteste Stück unseres Jahrhunderts. Es ist wirklich schade, daß keine einzige der Personen so gestaltet ist, daß man sie gern haben kann. Alle wirken abstoßend. Gewissermassen erscheint die ganze Handlung als eine Zusammensetzung von lauter witzigen Sätzen. Das Stück kann natürlich seine Wirkung erzielen, wie es auch geschehen ist; aber reine Freude kann man daran nicht haben.

Während des Krieges hat Erminia von Olfers-Batocki „Kleen-Schirks“ geschrieben und aufführen lassen. Die Handlung dreht sich um ein fleischiges Mädchen, das der Wirtschaft während des Krieges mit Freuden vorstellt. Die schlichten Spiele, die zum Teil auch noch plattdeutsch sind, wie „Zum Erntefest“, nur aus Sang und Tanz bestehend, „Bastian, der Faupelz“, ein Schlemmensexspiel, „Dat Krisell“, dörflicher Schulischer, „Landsleve“, vier Zwiegespräche sind für Vereine geschrieben und von ihnen gespielt worden. Eine etwas höhere Stufe nimmt „Ef Herr, du Herr, wer drägt dem Lischke?“ ein, kann aber auch nur als einfaches Spiel bezeichnet werden. „Die Spinnstube zu Medegaiten“ enthält leider nur plattdeutsche Lieder, ist also ein hochdeutsches Stück. Angezeigt sind noch worden: „Ausländereien“ und „Joajouake on Neeneeke“. Ersteres soll schlichtes ostpreußisches Hochdeutsch und Platt enthalten, das zweite, nach dem in „Tohus ist tohus“ stehenden Märchen gestaltet, soll ganz plattdeutsch sein. In der „Treibenden Scholle“, einem Dreikäster, ist das Festhalten auf deutscher Scholle im entrissenen Gebiet der Gegenstand der Handlung. Es ist nur zum Teil plattdeutsch. Das beste Stück ist „Platt soll se rede!“ Zunächst ist erfreulich, daß bis auf zwei Rollen alle andern Personen plattdeutsch sprechen. Bis auf Kleinigkeiten, die nicht ganz ausgeglichen sind, ist die Handlung vorzüglich geführt. Eine erstklassige Gestalt ist der Junge Tula, der vollkommen aus dem Leben gegriffen ist. Ausgezeichnet ist auch der alte Bauer in seinem ganzen Wesen. Etwas weich, aber doch noch immer lebensecht ist das junge Mädchen gebildet. Die Bauernfrau ist wohl blaß, fügt sich aber dem Ganzen gut ein. Der Student ist auch noch gut weggekommen. Der Bauernsohn ist nicht glücklich geschildert. Das Stadtmädchen muß als verzeichnet angesehen werden. Der Gegensatz von Stadt und Land spielt die Hauptrolle. Der Sohn bringt ja ein städtisches Mädchen als Braut ins Haus. Doch der Vater ist damit gar nicht einverstanden. „Platt soll se rede!“ nämlich seine Schwieger Tochter. Da sich das Stadtmädchen nicht an die Landluft gewöhnen kann und mit dem Studenten durchgeht, kehrt der Bauernsohn zu seiner früheren Geliebten zurück. Wären alle Gestalten so vorzüglich gelungen wie der Tula und der alte Bauer, so müßt man das Spiel geradezu als ein klassisches plattdeutsches Stück bezeichnen, das eben verdienen würde, nicht nur in kleinerem Kreise, sondern auch auf der großen Bühne aufgeführt zu werden. Da die Dichterin bewiesen hat, daß sie auch dramatische Gestaltungskraft besitzt, darf man wohl von ihr noch manches für die plattdeutsche Bühnenbewegung in Ostpreußen erwarten.

Eine ganze Reihe von Bühnenspielen hat ebenso Leo Reinfeldt geschrieben, die auch vielfach von Vereinen gespielt worden sind. Diejenigen, die zum größten Teil plattdeutsch sind oder plattdeutsch enthalten, sind: „Bloß nuscht vom Finanzamt“, „Die Jagdliebhaber“, „Der verbotene Weg“, „Kleinstadtzirkus“, „Der Sabbatschänder“, „Die Hochzeitsreise“. Wie in „Platt soll se rede!“ spielt auch in dem ersten Stück der Gegensatz zwischen der Stadt als der Stätte des Verderbens und dem Lande als Ort des Gesunden die Hauptrolle. Eine Halbweltdame sucht den gutmütigen Sohn des Schustermeisters nach Berlin mitzubekommen. Aber da sich bald aufklärt, was das für ein Pflänzchen ist, be-

kommt er doch sein gesund denkendes Landmädchen. „Bloß nuscht vom Finanzamt“ ist wohl mit Recht von den Reinfeldtschen Sachen am meisten gespielt worden. Natürlich handelt es sich um den Bräutigam, der beim Finanzamt angestellt ist, der aber vorher noch mit seinem zukünftigen Schwiegervater in Steuerangelegenheiten einen Krach hat. Selber wegen Beamtenbeleidigung in die Enge getrieben, muß der Vater doch dem Herrn vom Finanzamt seine Tochter geben. Manch guter Lustspieleinsatz ist in dem Stück enthalten. „Die Jagdliebhaber“ kann mit dem vorher genannten etwa auf dieselbe Stufe gestellt werden. Nur finden sich am Schluß nach mancherlei lustspielmäßigen Verwicklungen zwei Paare zusammen. Plattdeutsch sind nur zwei Rollen. Erfreulich ist dagegen, daß „Der verbotene Weg“ fast ganz plattdeutsch geschrieben ist. Das Stück ist ernster gestaltet als die andern und würdiger. „Der Sabbatschänder“ ist fast ganz plattdeutsch und ernst. Auch merkt man bei diesem Stück das dichterische Verantwortungsgefühl und besonnene Zusammenfassung der Handlung, so daß man dieses Spiel als das beste von Reinfeldt bezeichnen kann. „Der letzte Kriwe“ ist rein hochdeutsch, beweist aber, daß der Dichter immer mehr in seine dramatische Aufgabe hineinwächst. „Der Kosak im Land“ würde uns auch besonders interessieren, wenn das Stück plattdeutsch wäre. „Die Hochzeitsreise“ ist ein fast ganz plattdeutsches Sendespiel in zwei Aufzügen. Der erste Aufzug ist am besten gelungen. Der Abschluß ist dagegen nicht befriedigend. Das einzige an szenischer Darstellung, das Reinfeldt vollkommen plattdeutsch geschrieben hat, ist das „Ermländische Erntefest“, das freilich nur aus zwei Sprüchen und dem Text eines Erntefanzes besteht. Hoffentlich rafft sich Reinfeldt zu einem großen plattdeutschen Drama auf. Er hat bewiesen, daß er das Zeug dazu hat.

Auch Franz Née hat eine ganze Reihe von Spielen verfaßt. Plattdeutsch sind, bzw. plattdeutsch enthalten: „Die Brüderschaft“, „Schneidereits Großmutter er Enkeldochter ut Berlin“, „Wie Plaschats Annchen ihren Kreissekretär bekam“, „Wat seekt de Jud öm Därp?“, „Schneidereits Vader on Mutter hole Zeitungsschau“, „Därsche Jung hadd Ferje“, „Wiehnachtsglowe, Wiehnachtsglöö“. Die vier letzten nennt der Verfasser selber „Dorfspiele“. Sie sind trotz ihrer Kürze und Schlichtheit recht ansprechend und, wie ihre Bezeichnung schon anzeigt, für allereinfachste Verhältnisse geschrieben und dafür sehr brauchbar. Wichtig ist, daß die Zeitungsschau auf allerlei Zeitverhältnisse ein geht. Daß in „Wat seekt de Jud öm Därp?“, das sich am meisten der Form eines Dramas nähert, die Judenfrage für das Dorf behandelt wird, ist wohl klar. In „Schneidereits Großmutter er Enkeldochter ut Berlin“ spielt wieder einmal der Gegensatz zwischen Stadt und Land in demselben Sinne wie bei Olfers und Reinfeldt die Hauptrolle. Natürlich taugt das Großstadtmädchen nichts, richtet nur auf dem Lande Verwirrung an und wird in ziemlich drastischer Weise abgeschoben. Etwas leichter geschriften ist „Wie Plaschats Annchen ihren Kreissekretär bekam“. Höher steht „Die Brüderschaft“. Es ist wohl das wertvollste Stück von Née, ein kurzer Bierakter, der aber auch abendfüllend hätte werden können, so daß man auch bei Née dieselbe Hoffnung aussprechen kann wie bei Reinfeldt.

Von Hermann Bink sind bisher zwei Stücke in die Offenlichkeit gelangt: „Petermann geit friee“ und „Dem Seejasch näje oppe Lucht“. Das erste ist eine Bearbeitung eines alten Lustspiels von August Zink und darum als Stück vorzüglich. Das andere hat zum Gegenstand, wie sich ein Bauer in seine Pflegetochter verliebt, diese, die nichts Böses ahnt, zum Stelldichein auf die Lucht bestellt, aber von seiner klugen Frau, die alles entdeckt und durchschaut, vor Dummheiten bewahrt wird. Auf dem Boden ergibt sich eine recht komische Lage, die aber vielleicht noch weiter ausgekostet werden können.

Max Nieswand hat ein lustiges Volksstück „De ol Koh“ im Heiligenbeiler Heimatverlag erscheinen lassen. Die Tatsache, daß die Kuh im vorderen Oberliefer keine Zähne hat, spielt darin die Hauptrolle und richtet für den Unkundigen die ganze Verwirrung der Handlung an. Man kann sich freuen, daß der verunglückte Verfasser dieses schlichte, leicht zu gebende Spiel hinterlassen hat.

Leo Guttmann und, wie man erfahren hat oder jetzt hört, auch noch manche andere betätigen sich auch dramatisch. Sie sind aber noch nicht vor die Offenlichkeit getreten. Von den Spielen von Karl Feller ist bisher durch die Niederpreußische Bühne

„Dat Freekind“ öffentlich dargeboten worden. Räder, Karl und Fritz Radtke haben ein Volksstück in drei Akten „Der Krawul“ erscheinen lassen.

Eine Gruppe für sich bilden die vier Stücke der Ostpreußischen Spielreihe „De Kohdeef“ von Fritz Audirsch, „Se weer to kloof“ von Albert Conradt, „Bonnem Fischer on siner Fru“ von Reinhard Leibrandt und „Tor e Dittke nuscht“ von Charlotte Wüstendorfer. Zu derselben Art gehört auch „Schummerstunde“ von der Schülerin Rottraut Krüger. Es sind alles Laienspiele im wahrsten Sinne des Wortes. Für das zuletzt genannte Spiel steht nicht einmal der Text fest, so daß den Spielern die Ausgestaltung überlassen bleibt. Es spielt auf der Nehrung vor einer Fischerhütte und schildert das Leben und Treiben der Fischer an einem Nachmittag mit Einfügung von Tänzen und Gesängen. „De Kohdeef“ ist eine Bearbeitung nach Hans Sachs. „Se weer to kloof“ ist die Spielgestaltung des sehr bekannten Märchens von der klugen Bauertochter. Auch „Bonnem Fischer on sien Fru“ ist eine spieldmäßige Nachdichtung eines Märchens. In „Tor e Dittke nuscht“ hat Charlotte Wüstendorfer ihre bekannte Erzählung zum Spiel umgedichtet. Auch darin unterscheiden sich mit Ausnahme der „Schummerstunde“ diese Spiele von den andern, daß sie raschen Szenenwechsel erfordern und mitunter auch noch schnellen Umzug. Ob der Aufwand an Dekorationen und Kostümen sich immer lohnt? Doch kaum ein Stück erfüllt so voll und ganz den Zweck, zu dem es geschrieben ist, wie die genannten. Laienspielkreise werden darum stets sehr gern danach greifen. Vollkommen platt ist nur „De Kohdeef“.

Auf dem Gebiet der Hörspiele hat sich besonders Lisa Treite betätigt, manchmal in Verbindung mit Martin Borrman. Diese Gemeinschaftsarbeiten mögen zuerst besprochen werden. Die „Ostpreußische Spinnstube“ stammt von beiden. Natürlich wird der alte Brauch, daß die Mädchen des Dorfes sich mit den jungen Leuten bei einem Bauern zum Spinnen versammeln und dort allerlei Scherz treiben, spielen und singen, zur Darstellung gebracht. Den Kern des Hörspiels bilden aber die Berichte über wunderbare Vorgänge und die Erzählungen aus dem Volksmunde, die die alte Großmutter wiedergibt. Zwei Erzählungen aus Treites „Schämmerstund“ und „Tewerwark“ sind wörtlich hineingearbeitet worden: „Dat Kornkind“ und „Diwel on Doktor Faust“. Anderes wird inhaltlich wiedergegeben. Umrahmt wird das Ganze durch ein hochdeutsches Zwiegespräch zwischen einer Gutsfrau und ihrer leidenden Nichte. Es erscheinen, eingeleitet durch Musik, dann einzelne Hörbilder aus der Spinnstube statt des Berichtes der Gutsfrau. Das ist besonders reizvoll und nutzt die Möglichkeit des Funks, mit Zeit und Raum frei schalten zu können, vorteilhaft aus. Das Spiel erfüllt vollkommen seinen Zweck. „Als man noch den Kranz um den Zylinder trug“, ebenfalls von Martin Borrman und Lise Treite, stellt eine alte ostpreußische Bauernhochzeit dar. Hier muß das Zwiegespräch eines Bauern mit seiner Tochter den Rahmen abgeben. Der Bauer hat tagelang an der Feier teilgenommen und nur immer gegessen. Darum schmerzt ihm der schwerbelastete Bauch zum Gotterbarmen. Dazwischen erscheinen dann Bilder aus der Hochzeitsfeier und dem Hochzeitstreiben.

Auch bei den Spielen muß ich auf meine eigenen Sachen zu sprechen kommen. „Nachtwächtaß“ sind gespielt worden und leider ganz allein in dem „Wegweiser durch das Schrifttum“, den die Abteilung für Ostliteratur der Buchhandlung Gräfe u. Unzer in Verbindung mit dem Bund deutscher Osten, Landesverband

Ostpreußen unter dem Titel „Ostpreußen und seine Nachbarländer“ herausgegeben hat, angeführt. Außerdem nimmt das Stück in hochdeutscher Bearbeitung jetzt durch den Verlag Langen-Müller seinen Weg durch die deutschen Gau. Ich selber möchte das Spiel als ersten Versuch auf diesem Gebiet jetzt lieber verleugnen. „De Mörgelkuul“, nach einer Erzählung von August Wibbelt gestaltet, ist von der Vereinigung literarischer Freunde E. V. herausgegeben. Dasselbe gilt für „De Borgemeisterfrat“, „Student on Deenstmäke“, in Hamburg, bzw. hier gesendet. Über „De Donnerhoamer“, ebenfalls hier gesendet, sagt Hermann Quistorff in „Tausend Jahre Plattdeutsch, II. Band“: „Zum Schluß der lustigen Stücke sei des launigen Einfalls des Königsbergers Bink gedacht, der den Diebstahl des Thorhammers unter dem Namen „De Donnerhoamer“ als Edda-Ulkspiel dramatisiert hat und damit auf dem „Niederdeutschen Bühnentag in Lübeck 1928“ durch die musterhafte Aufführung der Königsberger Niederdeutschen Bühne einen stürmischen Erfolg erzielte. Klaus Witt hat das Stück in Schleswiger Platt übertragen. In dieser Fassung ist es in Flensburg und Hamburg gespielt worden. Für die Aufführungsreihe in Oldenburg hat August Hinrichs die Uebertragung vorgenommen. Die Wittsche Fassung liegt gedruckt vor. „Oppé Bleek“ wurde beim Bühnentag in Kiel 1934 uraufgeführt. „De kleen Dommerjoansche“ erlebte die Uraufführung im vorigen Jahre in Rastenburg. Offenbarlich dargeboten sind noch: „De höllje dree Keenige“, eine Dramatisierung der Timmermanschen Erzählung, „Wandlung“, ein Reformationsdrama in fünf Aufzügen. Am häufigsten, fast hundertmal ist das Charakterlustspiel „Noabasch“ von der Niederpreußischen Bühne und andern gespielt, in Hamburg ein-, hier zweimal gesendet worden. Jetzt ist das Stück zum Fünfakter ausgestaltet worden und wird voraussichtlich bald von der Niederpreußischen Bühne, die jetzt der Intendantz des Neuen Schauspielhauses unterstellt ist, uraufgeführt werden. „Noabasch“ gehen auf wahre Tatsachen zurück, behandeln aber das Thema Stadt und Land vom entgegengesetzten Standpunkt wie die früheren Stücke. Eine Städterin wird Bäuerin, eine Bäuerin wird zwangsweise Städterin. Die beiden Kampfhähne müssen sich am Schluß vertragen und sich der Volksgemeinschaft einfügen.

Wenn auch eine ganze Reihe spielbarer Stücke vorhanden ist, so fehlt es doch an abendfüllenden, rein plattdeutschen Stücken. Um solche zu erlangen, tritt die Niederpreußische Bühne mit einem Preisauftschreiben hervor.

Beim Rückblick auf die gesamte plattdeutsche Dichtung Ostpreußens muß man gestehen, daß sie weder an Menge noch an Güte mit der westniederdeutschen vergleichbar ist. Wenn aber alle Stellen, die dazu berufen sind, sich um das Plattdeutsche kümmern und es hegen und pflegen, dann können wir vielleicht den Vorsprung, den der Westen vor uns voraus hat, einholen. Es ist doch auch schon vieles vorhanden, was dem Durchschnitt aus dem Westen durchaus die Waage halten kann. Von jedem einzelnen muß aber dichterischer Ernst und hohes Verantwortungsgefühl seiner Heimat, seinem Platt und sich selber gegenüber verlangt werden. Wer bewußt etwas Minderwertiges veröffentlicht, richtet großen Schaden an, macht Ostpreußen lächerlich. Solch ein zartes Pflänzchen, wie es die echte Dichtung ist, entsteht und gedeiht nur unter ganz besonderer Pflege.*)

*) Anmerkung: Bei der Plattschreibung sind die Regeln des Präsidenten der Reichsschrifttumskammer beachtet.

Masurische Volksdichtung / Von Max Bialluch.

„Chret die Väter! Kein Volk kann auf die Dauer ohne Liebe zu seinen Vätern leben. Und die Andacht von den Vätern ist das Heiligste nächst der Andacht vor Gott. Hier erwächst den Dichtern unserer Zeit die schicksalgegebene Aufgabe.“ Diese Mahnung richtete an uns der Präsident der Reichsschrifttumskammer Hans Friederich Blunk, anlässlich des Dichtertages auf der Wartburg. Eindeutig erklärte er, worum es jetzt geht: um die Schaffung einer neuen Kultur, aufgebaut auf dem verschüttet gewesenen Erbe besten Kulturgutes unserer Ahnen und aufs engste verwurzelt mit Blut und Boden, Heimat und Volkstum.

Es darf keine „freischwebende“, beziehungslose Dichtung früherer Epochen mehr geben. Die Zeiten sind ein für allemal vor-

über, da wurzellose Schriftsteller zu ästhetischen Literaten wurden, die sich nicht mehr um die großen Fragen der Zeit und des Volkes kümmerten und, vom Volke abgekapselt, keinen Sinn hatten für das Fühlen und Denken, für Sitte und Brauchtum — kurzum: für alle Lebenserscheinungen und Lebensbedürfnisse der Nation.

„Hinein ins Volk!“ heißt heute die Lösung. Die Dichtung der Zukunft kann nur eine Dichtung aus dem ganzen Volke und für das ganze Volk sein. Nur vom Volkhaftesten und der eigenen Ursprünglichkeit her kann die Dichtung der Gegenwart und Zukunft wieder Leben und Blut bekommen und eine Macht werden, die das Schicksal des ganzen deutschen Volkes mitgestaltet.

Es ist kein Zufall, daß jetzt diesen Dichter und Schrift-

steller die größten Erfolge zu verzeichnen haben, die aus dem unver siegbaren, reinen Born ihrer Heimat, ihres Volkstums schöpfen. Von den vielen Namen brauchen wir nur zwei typische herauszuheben: Hans Friedrich Blunk und August Hinrichs. Das heimatlich-völkische Erlebnis ist als Impuls, als Ausgangspunkt für das dichterische Schaffen von ungeheurer Bedeutung. Außerdem gewinnt das Schlichteste und Einfachste durch die Verbindung mit der Muttererde neues Leben, neue Macht, größte Entwicklung und stärkste Wirkung. Und jede Dichtung erhält dann bleibenden, unerschütterlichen Wert — wie der Riese Antäos, der unbezwingerbar war, weil ihm neue Kräfte wuchsen, sowie er die Erde fühlte.

Wie kein anderes Volk der Erde, besitzt das deutsche Volk reiches, ausgeprägtes, arteigenes Volksgut. Was hat der namenlose deutsche Volksgenosse auf dem langen Weg der Geschichte nicht alles herausgestellt, als das Werk boden- und blutgebundenen Schaffens, als den Ausdruck natürlicher Weltanschauung, als die Form gemeinschaftlichen Lebens, als das Abbild der deutschen Seele! Hier gilt es anzuknüpfen.

Wohl sind nicht alle deutschen Landschaften gleichmäßig beteiligt an dieser Lebensgestalt des ewigen deutschen Gemeinschaftsmenschen. In einigen Gebieten hat die sogenannte Zivilisation schon zu unheilvoll gewirkt und viel von der Ursprünglichkeit zerstört. Andere aber haben sich ihre Unberührtheit zu erhalten vermocht. Und zu diesen geegneten Teilen des deutschen Vaterlandes gehört auch Masuren.

Bei dem eigenartigen, selbstsichereren deutschen Volksstamm der Masuren, der bis in das 19. Jahrhundert hinein stark abgeschlossen gelebt hat, haben sich wie kaum anderswo alter Volkglaube und sinnige Volksbräuche frei entfalten und erhalten können. Und um diese Sitten und Gebräuche ranken sich zäh und blüttenreich die buntesten und tiefinnerlichsten Volksdichtungen. Abseits von den großen, lauten Straßen, in abgelegenen Dörfern führen sie ihr geheimnisvolles Leben und sprechen ihre starke Sprache.

Denken wir einmal an die vielen Sprüche und Lieder voll Schlichtheit und Anschaulichkeit des Ausdrucks. Auch sie schlummern noch vielfach ihren sanften Dornröschenschlaf. Wer aber seine Ohren hat, der erstaunt immer wieder über ihre Fülle und die ergreifende Kraft ihrer Darstellung. Jeden, der Sinn für Naturgewordenes, Ungekünsteltes hat, erfreut ihre einfache Poesie und tiefe Wahrheit. Wir finden sie alle: vom Wiegenlied über das Spiel- und Tanzlied zum Jahreslauflied und zum Arbeits-, Liebes- und Soldatenlied. Und blühen sie auch lange genug im Verborgenen, so hat man nun begonnen, sie zu sammeln, zu ordnen und der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Es steht zu erwarten, daß von hier aus uns bald weitere Ströme volkstümlicher Verinnerlichung entgegenrücken werden.

Nicht minder zahlreich und gehaltvoll sind die masurischen Volksmärschen. In der mannigfaltigen Natur der Landschaft und dem grüblerischen, kindlich-gläubigen Charakter ihrer Bewohner haben sie ihren Ursprung. In ihrem milden und reinen Lichte erstrahlen die ersten Gedanken und Kräfte des Herzens. Symbolisch schimmert alte Volksweisheit hindurch, und mythische Zusammenhänge erhöhen ihren geheimnisvollen Reiz. — Gewiß hatte auch hier die neuzeitliche Ueberschwemmung mit dem gedruckten Wort flacher Bücher und verwirrender Zeitungen die Sprechfreude und Erzählkunst der kernigen Landmenschen zum Erlahmen — ja, fast zum Aussterben — gebracht, aber noch vieles ist da zu retten. Und gerade der Erzieher kann durch sein Verhalten in der Schule und in der Dorfgemeinschaft viel dazu beitragen, daß in den Familien die Erzähllust und das Uebermitteln bodenständiger Märchen wieder mehr zur Geltung kommen.

Der Masure war zu allen Zeiten fromm. Gesangbuch, Bibel und Gebetbuch gehörten in jedes Haus. Doch damit nicht genug. Um das Leben des Heilands wob er viele zarte Legenden. Sie zeigen aber keine orientalischen Züge oder fremdrässigen Gefühlschwüngungen. Nein, der alte Masure entnahm ihre Gestalten, Begebenheiten und Landschaftsbilder seiner ureigensten Heimat. So sind diese Legenden aus der masurischen Erde erwachsen und wert, stärker denn bisher beachtet zu werden.

Reich ist Masuren an eindrucksvollen Volksägen, die aber nur zum allergeringsten Teil über die jeweilige Umgegend hinaus bekannt sind. Fast jeder Berg, jeder See, jeder große Stein und jeder auffallende Baum hat seine eigene Sage. Und

welche Fülle von lebendiger Gestaltungskraft spricht aus diesen Volksdichtungen! Besonders hier konnte sich die rege Phantasie der Masuren voll entfalten. Gerade diese Volksägen schöpfen im Gegensatz zu den sogenannten „Chronikägen“ aus den lebendigen Quellen der Volksüberlieferung. „Sie tragen nicht den Charakter der Erfindung zu irgendwelchem Zweck, sondern sind wirkliche Volksägen, dem Volksmunde abgelauscht, im tiefen Volkglauben verwurzelt.“ Auch ihre Zeit wird einst kommen.

Fließend ist die Grenze der Sagen gegen die der Spukgeschichten. Ohne Uebertreibung kann behauptet werden, daß hierin Masuren unerreicht dasteht. Das hängt mit dem Naturgefühl und dem Toten- und Seelenglauben seiner Bewohner zusammen. „In den unendlichen Wäldern, in der weiten Heide, im blauen See, im grünen Bruch webte das Leben geheimnisvoller Wesen, die bis in die Häuser übergriffen.“ Kreuzwege und Kirchhöfe galten als Stätten verschiedenster Geister. Auch haben Schlaf und Träume bei der Entstehung dieser Geschichten mitgewirkt. Von „Menschen, die mehr können als Brot essen“, wird hier erzählt. „Der Glaube an geheimnisvolle Kräfte Lebender äußert sich in zahllosen Erzählungen von Hegen, Zauberern, Werwölfen, Wolfbannern, Feuerreitern, Freischützen, Doppelgängern“. Diese Geschichten sind meist von einer unerhörten Dramatik und erstaunlichen Eindringlichkeit. Sie besonders gehören zu der „Poesie des Alltags“, zur „Literatur des einfachen Mannes“ und sind auch als solche zu werten und zu behandeln. Gerade sie wurden in der Schummerstunde von der Großmutter so gern erzählt und von den Kindern noch lieber gehört. Mag der „aufgeklärte“ Großstädtmensch über sie lächeln und sie für albern halten. Aber es stimmt wohl, was Hans Friedrich Blunk an einer Stelle sagt: „Es ist so, daß wir in unserer Schule gelernt haben, dergleichen Geschichten seien für Kinder und alte Weiber da. Mich dünkt aber, wir haben uns damit manchen Zugang abgeschnitten. Schließlich kommen wir mit unserem Verstand nur auf unserem eigenen Weg voran und müßten doch wissen, was im Busch neben uns und auf den vielen anderen Wegen noch für Geheimnisse sind. Ich meine wahrhaftig, wir sind nun ärmer geworden.“

Verwandt hiermit sind die vielen, einzigartigen Dorfgeschichten. Ihnen kam es zu, die heimatliche Landschaft und ihre Menschen zu beleben und zu bereichern, zu schmücken. Aus ihnen leuchtet uns echtestes Volksleben entgegen. Da begegnen wir den „weisen Frauen“ und sämtlichen Dorfgestalten voll Saft und Kraft. Da hören wir von kühnen Wetten, allerlei Versuchungen und Ueberraschungen. Da dringen wir zwanglos in die Gefühls- und Gedankenwelt der gesunden Grenzlandmenschen ein. Und aus allem spricht immer wieder die leidenschaftliche Liebe zur heimatlichen Scholle, zur knorrigen Volksart.

Der richtige Masure ist stets lebensfroh gewesen. Kurz ist der Sommer, kurz ist das Leben. Da heißt es, das Leben auskosten, wo sich Gelegenheit dazu bietet. Viele Schwänke zeugen von der Sinnenfreudigkeit und dem treffsicheren Humor der Masuren. Mutterwitz, Schlagfertigkeit, lustige Einfälle treffen wir da an. Wieviel Eulenspiegeler, Scherzgeschichten, Münchhausenländen, Schildbürgerstreiche, Fastnachtsstücke, Erntespiele lachen uns an! Bäuerliche Tafelfreuden, herzliche Gastfreundschaft und gesellige Fröhlichkeit, mitreißende Volksfeste und ausgiebige Feiern lernen wir kennen. Wir werden in eine Zeit versetzt, da die Menschen natürlich und beschaulich lebten, fest auf der Erde standen und über sich selbst von Herzen lachen konnten. — Was für eine begehrte Kost müßten diese Schwänke in passender Auswahl und rechter Bearbeitung vor allem für unsre größeren Knaben sein!

Von jehor waren die Masuren gute Preußen und echte Deutsche. In ihren Königen hingen sie mit verehrender Liebe und unverdankbarer Treue. Viele prächtige Anekdoten gehen daher bei ihnen um. Besonders den „Soldatenkönig“ und „Alten Fritz“ umgibt ein Kranz dieser herrlichen Erzählungen voll Frische und Anschaulichkeit.

Merkwürdiger Weise ist von der so mannigfachen, eigenartigen und wirkungsvollen Volksdichtung bisher allzuwenig in die Öffentlichkeit gedrungen. Verschiedene Gründe mögen da wohl mitgesprochen haben.

Nur wenige bekannte Dichter und Schriftsteller haben ihre Stoffe aus Masuren geholt — und selbst dann kaum aus der wirklichen Volksdichtung. Meistens wurden sie nach ihren Erfolgen — oder vielleicht gerade durch sie — ihrer masurischen Heimat untreu.

Der einzige bedeutsame Schriftsteller, der sich der masurischen

Volksdichtung mit Liebe und Hingebung angenommen hatte, war Martin Gerß. Er gab damals einen überaus volkstümlich gehaltenen Kalender heraus. Dieses vortreffliche Jahrbuch fand eine sehr große und dankbare Lesergemeinde und mußte in Zehntausenden von Exemplaren gedruckt werden. Groß war die Zahl der mazurischen Gedichte, Lieder, Märchen, Legenden, Dorfgeschichten, Schwänke und Anekdoten, die in diesem abwechslungsreichen Buch im Laufe der Zeit veröffentlicht worden sind.

Sein verheissungsvolles, anerkanntes Werk wurde nach seinem Tode nicht mit dem gleichen Geschick und demselben Umfange fortgeführt. Ein allmähliches Abgleiten setzte ein. Ein bedauerlicher Auseinanderfall war die weitere Folge. Verstreut führten von da ab einzelne Volksdichtungen in einigen Zeitschriften, Kreisbüchern und Kalendern ein wenig beachtetes Dasein. Sie wären wohl zur völligen Bedeutungslosigkeit herabgesunken, wenn nicht der lebendige Volksmund an ihr Vorhandensein und ihre völkische Bestimmung wieder erinnert hätte.

In letzter Zeit ist hierin eine spürbare Wandlung zum Bessern eingetreten. Durch die gewaltigen Schlachten des Weltkrieges und die glänzende Volksabstimmung ist der Name „Masuren“ weit bekannt geworden. Viele Besucher kommen, erfreuen sich an der herrlichen Landschaft mit ihrem reichen Volksgut und holen sich so manche Anregung für ihr geistiges Schaffen. — Erfreulicherweise wendet man sich wieder der ländlichen und bäuerlichen Kultur zu. Das Dorf steht im Mittelpunkt der praktischen Volkstumsarbeit. Volkskultur ist heute ein Magnet für viele unserer besten Kräfte. Man beginnt wieder, auf die ehrwürdige, fruchtbare Volksüber-

lieferung zu lauschen, sich ihrer anzunehmen, sie auszustalten und zum Gemeingut des Deutschen Volkes zu machen.

Es steht zu erwarten, daß diese unerlässlichen Arbeiten von berufenen Stellen unterstützt werden, daß sich tatkräftige Verleger finden, die derartige Volksbücher herausbringen und mitten ins Volk stellen. Dann wird guter Same gesät: der Same echten deutschen Wesens, Fühlens und Denkens. Und aus ihm „wachsen und wuchten neue deutsche Dichtungen“. Brüder finden wieder zu Brüdern. Denn:

„Tief aus den Gründen irrender Nacht
Ist die Seele des Volkes erwacht;
Einig füget sich Hirn und Herz und Hand
Dir, Deutschland, unser Kinder- und Vaterland.“

Bundesanzeigen

NSLB. Gerdauen.

Kreistagung: Montag, den 21. Oktober, in Gerdauen, Hotel Reich, 16.15 Uhr.

Tagessordnung:

1. Brandschadenverhütung (Browatzki).
2. Die SA und ihre Aufgaben (Granzin).
3. Das politische Führerkorps der NSDAP. (Schlotter).
4. Organisation.

Stützpunkt Mühlhausen i. Ostr.

Tagung am 21. Oktober 1935, 14 Uhr, in der Schule zu Lohberg.

1. Unterrichtsprüfung: Die Wikinge in Ostpreußen.
2. Im Linschen Lokal, 16 Uhr: Vortrag: „Deutsche Vorgeschichte und Schule.“
3. Singen.

NSLB. Amt für Erzieher. Pr.-Eylau.

Die Kreistagung in Uderwangen muß aus besonderen Gründen auf den 26. Oktober verlegt werden. Meldungen für die Sammeltransporte können bis 18. d. M. an die seinerzeit angegebenen Adressen gemacht werden.

Die nächste Nummer erscheint am 26. Oktober

Geschäftliches

Königsberg. Bei der Vorbereitungsschule Mensch bestanden in diesem Jahre 30 Prüflinge: 9 (darunter 2 Damen) die Reifeprüfung (Abitur), 5 (darunter 1 Dame) die OI-Reife, 5 die Reichsverbandsprüfung an der Anstalt und bisher 11 (darunter 2 Schülerinnen) Aufnahmeprüfungen.



Keggenstr. 24 Tel. 31550/51

Wohnungsnachweis - Umzüge nach allen Orten und Richtungen mit Auto - Möbel - Lastzug oder per Bahn.

Für Wehrmachtsfeier und Eisenbahnjubiläum

am 10. 11. u. 7. 12.: Unsere neue Wehrmacht (Feierl. f. Schule u. Offiziersk. mit Gef., Ged., ausf. Anspr. u. Stoffen usw.) Preis zu 1,- RM. Das bestiegene Rad (Schul- f. öffentl. Feierl. m. Gef., Ged., Anspr. und ausf. Stoffen) Pr. zu 1,- RM.

Neuer Berliner Buchvertrieb
Berlin N 113, Schivelbeiner Straße 3

Neue Weihnachtsfeiern

Neu erschien: a) Weihnacht im 3. Reich (Weihn.-Aufführung, m. Weihn.-Sprech., Sprech., Ged., Ged., dram. Zwischenpielen, leb. Bild., Bild., Reisen usw.) 1 RM. b) Der Weihnachtsstern über Alt-Germanien Wältern (Weihn.-Auff. f. 3. Reich) 1 RM. c) Die braune Uniform (gemütl. Weihn.-Auff. f. Schul- u. Hitlerjug.) 1 RM. Außerdem neu: 12 Weihnachtsfeiern (vollständl. Feiern m. Reden, Ged., Lieder, Vortragst., Sprech., leb. Bildern u. Hinweis auf Weihn.-Auff., ganz neu bearb. f. 3. Reich) 1,50 RM. Drei fröhliche (Weihn.-Gedichtesamml., neu. Auff. f. 3. R.) 1,50 RM. Große Auswahl v. Weihnachts-Auff. für jedes Alter

Neuer Berliner Buchvertrieb
Berlin N 113, Schivelbeiner Str. 3

Neue Dammgasse 14-16

Vorstädtische Höhere Mädchenschule

Vollberechtigte Lehranstalt
Ziel: Mittlere Reife

Vorschule f. Knaben u. Mädchen

Der Schule sind eine Hausfrauenklasse und ein Kindergarten angeschlossen!

Anmeldungen für alle Klassen tägl. 12-1 Uhr erbeten
Frau L.G. Waschke, Schulvorsteherin, Tel. 45076

Prof. Salzmann Höhere Privatschule u. Vorbereitungsinstitut

Gründl. Vorbereitung Halbjahrslehrgänge - Indiv. Förderung - Sexta bis Abitur
Arbeitsstd. Internat Dr. Schmidt, Königsberg Pr., Hammerweg 2

Mitglied der Kunden-Kredit-Ges. — ebenso Zahlungserleichterung nach Vereinbarung
Fachgeschäft für dekorative Raumausstattung und Indanthrenhaus

TEPPICH-HAUS MAX TOBIAS

Inhaber: Eugen Hecht

Königsberg (Preußen)
Französische Str. 26/27

Postadresse: Schließfach 170, Postamt I

Riesen-Auswahl. Neueste Muster. Niedrige Preise. Versand!

Gründungsjahr
eingetrag. 1889

Allerbeste Anerkennungen aus all. Kreisen
Gilde-Waren-Alleinvertrieb für Ost- und Westpreußen
Auswahlsendungen franko gegen franko. Bei Einkäufen von 15 RM. aufwärts Versand und Verpackung frei.



„Wappen derer Hecht“

Heute nicht
Qualitäts- Möbel von
Braunschweig Schröder
geschen zu haben
Altst. Bergstr. 8
Tel. Schröder 3363

Mensch

Vorbereitungs- Anstalt und Höhere Privatschule
Königsberg Pr., Jensenstr. 10 (Nordbhf.)
Besondere individuelle Förderung im Internat. Arbeits-
stunden. Halbjährl. Versetzung. Sexta bis Abitur
Abendgymnasium für Berufstätige



Wohnung

auf dem Lande, an
einer Bahn, 5 Zim.,
elektr. Licht, Zentral-
heizung, großer Ofen-
und Gemüsegarten,
geräum. Stall, zum
1. April 1936 zu ver-
mieten. Angebote u.
W. W. an die Anzeigen-
leitung Königsberg Pr.,
Wrangelstraße 7.

Schreiben

Sie stets:
Bezugnehmend
auf Ihr Inserat
im „Ostpreuß.
Erzieher“

Brennstoffe

zu Sommerpreisen
aber von
Carl Minuth & Co.
Friedmannstr. 29 Sackh. Mittelstr. 1/2a
Fernsprecher 33670

Schmalfilm-

Projektoren für Stumm- und Tonfilme,
Epidiaskope, Bildbandgeräte, Licht-
bildwände sowie sämtliches Material
für den Lichtbildunterricht

liefert das Fachgeschäft

Schattke

Abt. Kino / Projektion

Königsberg Pr., Vorstadt. Langgasse 74

An den staatlich anerkannten gehobenen Klassen der Volksschule Korschen ist eine

Lehrerstelle

mit einem Mittelschullehrer, der die Lehrerbefähigung in Mathematik, Naturwissenschaft und Turnen erworben hat, zu befreien. Es kommen nur solche Bewerber in Frage, die vor dem 1. Oktober 1932 das Examen abgelegt haben. Katholische Bewerber bevorzugt. Korschen ist in Ortslage B. Gehalt nach staatlichen Säcken. Bewerbungen mit Lebenslauf und beglaubigten Zeugnisschriften sind bis zum 20. Oktober 1935 an den Unterzeichneten einzureichen. Der Nachweis über die artige Abstammung für den Bewerber und falls verheiratet für seine Ehefrau und ein Lichtbild sind beizufügen.

Korschen, den 1. Oktober 1935

Der Schulverbandsvorsteher.

Gediegene

Möbel

in großer Auswahl und Preiswürdigkeit

Genossenschaft des

Ostpr. Tischlerhandwerks

e. G. m. b. H.

Altst. Bergstraße 41-42

Möbelhaus Arthur Mielke
Vorstr. Langgasse 69, Ecke Sattlergasse und Sackheim 58, Fernspr. 32127
empfiehlt **Schlaf-, Speise- und Herrenzimmer sow. Küchen, Polster- u. sämtliche Einzelmöbel auch auf Bedarfsdeckungsscheine** / Beste Verarbeitung
Reelle Preise / Bequeme Teilzahlung.

Gebrauchte Pianos
finden Sie bei mir in großer Auswahl und allen Preislagen neben einem Riesenlager von neuen Instrumenten. Prüfen Sie selbst. Die Preisunterschiede sind nicht so bedeutend.

J. A. Pfeiffer das größte Piano-
haus in Ostpreußen
Vorder-Roßgarten 46
neben der Stadthalle

R A D I O
-Anlagen, -Zubehör, -Reparaturen
nur von Fachmann

Fritz Schostag
Ober-Funkentelegrafemeister a. D.
Königsberg Pr., Steind. 76-78, Tel. 30440
Über 25jährige Erfahrung auf dem Gebiete
der drahl. Technik. Auf Wunsch Teilzahlung.

Herrenstoffe! Anzug-, Hosen-, Paletot- u. Ulsterstoffe für Reise, Sport u. Gesellschaft in allen modernen Farben u. Stoffarten, von der billigsten Preislage an bestens sortiert. **Spez. Aachener Fabrikate**. Auf Wunsch gewähre ich Teilzahlung bis zu 4 Monatsraten. Fa. **FEINTUCH**, Königsberg i. Pr. Steindamm 176b

Für alle Schulen
führen wir

Schreibhefte
Zeichenmaterial
sämtl. Schularikel in großer Auswahl

Englick & Quatz
Königsberg Pr., Gr. Schloßteichstr. 10.

Königsberg Pr., Luisenallee 18
Vollberechtigte Höhere Mädchenschule
mit dem Ziele der mittleren Reife und
Vorschule für Knaben und Mädchen
Telefon 25129 **Agathe Riemer**, Rektorin

Qualitäts-Schulmöbel
aus Holz oder Stahlrohr



liefert Waggonfabrik
L. Steinfurt A. G.
Königsberg Pr.

für den

herbsteinkauf

alles aus der

Defaka

Deutsches Familien-Kaufhaus G. m. b. H.

Königsberg Pr. Steindamm 147

Kaufm. Privatschule Dipl.-Kaufm. Margarete Gronwald
Königsberg Pr., Kaiserstr. 25, Tel. 40627 Kaufm. Fachlehrerin

Beginn neuer Tages- und Abendkurse
in Buchführung, Handelskunde, Schriftverkehr in deutsch, französisch und englisch. Sprache. Wirtschaftsgeographie, Deutsch, kaufmännisch. Redinen, Stenographie, Maschinenschreiben. Anmeld. rechtzeitig erbeten. Prospekte anfordern!

Bardarlehn
ohne Vorkosten schnellstens.
Fug. Wolff. Herne i. W.
Hermann - Göring-
Straße 8

JOH. GUMBOLD
KÖNIGSBERG PR., MÜNZSTRASSE 25/26
das Haus der schönen Möbel
in allen Preislagen



Knabenschule Dr. Seeck
Höhere Privatschule von Sexta an Königsberg, Kneiphöf. Hofgasse 20
Kleine Klassen - Individuelle Behandlung, Engl. u. Franz. wahlfrei.
Zeitgem. Schulgeld.
Für Sexta besonders ermäßigt
Aufnahme tägl. v. 11.15, Tel. 22741

Schüler-Tanz-Kurse
bei Horst u. Elsa Greitzas
Steindamm 130/131



Der Richtige
für BDM und HJ



Rieker
SCHUHE
Qualität seit 60 Jahren
Hauptverkaufsstelle
Johann Boos
Am Kaiser-Wilhelm-Platz
Das deutsche Schuhhaus

Eine der ältesten
Versicherungsanstalten
Deutschlands
Ursprung 1854

Auskunft: Kollektiv - Abteilung der Filialdirektion der Iduna - Germania, Königsberg Pr., Vorder-Roßgarten Nr. 25
Telefon 33402



Kohlenkontor
am Nordbahnhof
Königsberg Pr. 9
Anruf Nr. 35744

Wer inseriert,
wird nicht vergessen!



